

Propst Maximilian Fürnsinn CanReg

Erster Vorsitzender der Superiorenkonferenz der männlichen Ordensgemeinschaften Österreichs



Es vergeht kein Tag, an dem wir nicht in den Medien von einer Krise hören oder lesen: Wirtschaftskrise, Gesellschaftskrise, Kirchenkrise usw. Inzwischen können manche das Wort Krise schon nicht mehr hören. Ob man nun das Wort mag oder nicht, klar ist auf jeden Fall, dass wir in einer sich wandelnden Gesellschaft und Kirche leben. Was vor dreißig Jahren politisch, kulturell, technisch etc. gültig war und „zeitlos“ schien, ist es heute vielfach nicht mehr. Vieles hat sich gewandelt, oft so schnell und gründlich, dass wir es immer noch kaum realisieren. Und die Orden mit ihrer Präsenz und ihrem Auftrag in dieser konkreten Gesellschaft und Kirche sind von diesem Wandel betroffen wie andere Institutionen und Gemeinschaften auch: Geringer Ordensnachwuchs, alternde und kleiner werdende Gemeinschaften, Aufgabe bisher zentraler Wirkungsbereiche und Niederlassungen sind nur einige Tatsachen, die uns diesen Wandel verdeutlichen. Schon die Themen der Ordenstag der vergangenen Jahre haben sich damit beschäftigt – und damit, welche Antworten die Orden darauf geben können: „Verkündigung heute“ (Ordnstag 2009), „Gerufen und gesandt in diese Zeit – wohin geht die Reise?“ (2010), „Wozu braucht die Gesellschaft die Orden – Wozu brauchen die Orden die Gesellschaft“ (2011) und „Unsere Zeit ist Gottes Zeit – wie leben wir das glaubwürdig?“ (2012). Was bringt dieser Wandel in Kirche und Gesellschaft für die Orden an Herausforderung? Oder können wir den Wandel steuern, wie Pat Farrell OSF, die Präsidentin der Höheren Oberinnen der USA, in ihrem Beitrag schildert (siehe S. 57–67 in diesem Heft)?

Dass unsere Zeit Gottes Zeit ist, wird wohl kaum jemand von uns bestreiten. Mit Optimismus in die Vergangenheit und mit Angst in die Zukunft zu schauen, macht uns nicht glaubwürdig. Mir gefällt in diesem Zusammenhang ein Text des Benediktiners Br. David Steindl-Rast sehr gut. Er ist überschrieben mit „Wie können wir überleben? Nicht im Bedauern über die Vergangenheit, nicht in der Furcht vor der Zukunft, sondern im Vertrauen im Jetzt. Und in diesem Jetzt ist uns die Begegnung mit unserem großen und ewigen Du geschenkt.“ Ob und wie uns Ordensleute das Vertrauen im Jetzt prägt, ist zunächst eine Anfrage an jeden Einzelnen von uns und damit nach unserer persönlichen Glaubwürdigkeit.

Aber es geht nicht um unsere Selbstwahrnehmung als Ordensfrauen und -männer, sondern darum, wie uns die Gesellschaft, „der Markt“, die „Kunden“



als glaubwürdig empfinden, welche konkreten Erfahrungen sie mit uns machen. Spüren sie etwas von der Kraft und der Freude, die uns dazu bewogen haben, alles auf das Evangelium zu setzen? Werden unsere Stifte, Klöster, Kommunitäten nicht nur als Touristenattraktion, sondern als geistliche Zentren und bei allen Konflikten, die wir nicht leugnen, als offene und ehrliche Gemeinschaften erlebt? Sind wir nahe dran und solidarisch mit jenen, die von der Gesellschaft an den Rand gedrängt werden? Wie erkennen und wie antworten wir auf die Herausforderungen der Gegenwart, kritisch, prophetisch und mit all dem Freiraum, den wir als Orden haben?

In einer sich wandelnden Gesellschaft haben sich auch die Methoden der Kommunikation radikal verändert. Eine professionelle Medienarbeit ist heutzutage unerlässlich, die digitale Kommunikation via Internet wird immer wichtiger. Darauf haben die Ordensgemeinschaften Österreich reagiert, indem sie Mitte 2012 ein eigenes Medienbüro eingerichtet haben (siehe ON 4/2012, S. 64–68). Mit dieser Ausgabe der Ordensnachrichten halten Sie das letzte Heft der Ordensnachrichten in dieser Form in Händen. Die Ordensnachrichten wird es namentlich weiterhin alle zwei Monate geben, allerdings in neuer Form und in neuer Gestaltung, mit kurzen Bild- und Textbeiträgen, welche die Internationalität, die Vielfalt, den Reichtum, die Kompetenzen und Tätigkeitsfelder der Orden zum Ausdruck bringen und dokumentieren. Längere Referate und Beiträge, die bisher in den Ordensnachrichten veröffentlicht wurden, werden als PDF auf unserer neuen Homepage www.ordensgemeinschaften.at zur Verfügung gestellt. Präsent sind wir jetzt auch in den sozialen Medien Facebook und Twitter, um verstärkt nach außen, aber auch intern zu vermitteln, wofür die Orden stehen. Wir freuen uns, wenn Sie uns in der Medienarbeit unterstützen und sie mit Interesse verfolgen. Das Medienbüro kann Impulse, Beratung und Hilfestellung geben und freut sich über Ihre Informationen und Anregungen. Über aktuelle Entwicklungen im Ordensleben berichten seit einiger Zeit auch die Kathpress-Ordensnews, sie haben damit eine Aufgabe der alten Ordensnachrichten übernommen.

Mich beeindruckt, was Pat Farrell schreibt: „Der Wandel ist zwar schmerzhaft, aber er wird uns gut tun! Er kündigt eine hoffnungsvolle Zukunft für unsere Kirche und unsere Welt an ... Und es gibt auch keinen Grund, Angst zu haben vor den Umwälzungen und Veränderungen um uns herum. Wir müssen nur die Bewegung erkennen, uns in den Strom hineinbegeben und uns von ihm mitreißen lassen ... Gott ruft uns zu aus der Zukunft.“

Herzogenburg, im Jänner 2013



Foto: Joost Honselaar

Prof. Dr. Manuela Kalsky

Geboren 1961 in Salzgitter-Bad (Niedersachsen); Leiterin des Dominikanischen Studienzentrums für Theologie und Gesellschaft (DSTS) in Nimwegen (Niederlande) und der multimedialen Website www.nieuwwij.nl, Inhaberin des Edward Schillebeeckx-Lehrstuhls für Theologie und Gesellschaft an der Freien Universität (VU) in Amsterdam. Studium der Theologie in Marburg und Amsterdam; von 1989 bis 1993 wissenschaftliche Mitarbeiterin für theologische Frauenforschung an der Universität von Amsterdam; 2000 Promotion an der Universität von Amsterdam zum Thema Christologie aus feministisch-ökumenischer Sicht. Anschrift: DSTS / project WIJ, Nieuwe Herengracht 18, 1018 DP Amsterdam, Niederlande.

Der Auftrag der Ordensfrauen und -männer in einer säkularisierten Welt

Vortrag am 20. November 2012 beim Österreichischen Ordenstag in Wien-Lainz

In meinem Vortrag möchte ich etwas von meiner Arbeit im Auftrag der niederländischen Dominikaner erzählen. Wie die Dominikaner ihren Auftrag in einer stark säkularisierten Gesellschaft sehen und wie ich als Theologin und Direktorin ihres theologischen Studienzentrums diesem Auftrag Form und Inhalt gebe. Ich hoffe, dass ich Sie als Ordensfrauen und Ordensmänner davon überzeugen kann, wie wichtig Ihr Beitrag, Ihr Wissen und Ihre gelebte Spiritualität in unserer heutigen Gesellschaft sind, wenn es Ihnen gelingt, ihn zeitgemäß zu übersetzen.

Die Zeichen der Zeit

Die kulturelle und religiöse Landschaft Europas hat sich in den letzten Jahrzehnten entscheidend gewandelt. Bis vor kurzem ging man, zumindest im nördlichen Teil der Welt, noch davon aus, dass der wissenschaftliche und technologische Fortschritt die Religion mehr und mehr in den Hintergrund drängen würde.

1968 publizierte der bekannte Soziologe und Theologe Peter Berger einen Artikel in der New York Times, in dem er schrieb: „Im 21. Jahrhundert werden Gläubige wahrscheinlich nur noch als eine kleine Sekte zu

finden sein, dicht aneinander gekauert, um der inzwischen weltweit verbreiteten säkularen Kultur zu widerstehen.“¹ Inzwischen wissen wir, dass nichts weniger wahr ist. Die Niederlande und andere säkularisierte Länder Europas sind kleine Inseln, umringt von einem riesigen religiösen Ozean.

Allen voran das Christentum mit 2 Milliarden Anhängern, gefolgt vom Islam mit circa 1,3 Milliarden und dem Hinduismus mit 800 Millionen. Das Forschungsinstitut *World Christian Trends* geht davon aus, dass es im Jahr 2050 mehr als drei Milliarden Christen, etwa 2,2 Milliarden Muslime, 1,1 Milliarden Hinduisten, 425 Millionen Buddhisten und 16,5 Millionen Juden geben wird.

Auch Peter Berger hat seine Meinung inzwischen geändert und spricht jetzt lieber von der De-Säkularisierung der Welt.²

Der Titel des Vortrags stimmt also so nicht. Es gibt keine säkularisierte Welt, sondern nur einige säkularisierte Länder. Die Vorstellung einer säkularisierten Welt war die Projektion einer eurozentrisch orientierten Wissenschaft.

Auch wenn die Hypothese des Verschwindens der Religion aufgrund einer sich stets weiter entwickelnden Wissenschaft und Technik so nicht stimmt, bleibt es dennoch eine Tatsache, dass Säkularisierung und Individualisierung das Zusammenleben im heutigen Europa entscheidend geprägt haben. Die Kirchen werden stets leerer und die Überlieferung christlicher Glaubensinhalte und damit auch das Wissen über die christliche Tradition nehmen ab. Letztens sah ich im niederländischen Fernsehen eine Sendung, in der eine Gruppe junger Niederländer gefragt wurde: „Wisst ihr, wer Jesus Christus ist?“ Zunächst schwiegen alle und schließlich sagte ein Jugendlicher zögernd: „Ist das nicht der Fußballspieler aus England?“ Es gibt zu denken, wenn die jüngere Generation so wenig von der christlichen Tradition weiß.

Aber ob es uns gefällt oder nicht, der moderne mündige Mensch des 21. Jahrhunderts nimmt sich die Freiheit, Richtung und Werte im Leben selbst zu bestimmen, unter Zuhilfenahme einer Verschiedenheit an Lebensanschauungen und religiösen Ausdrucksformen, die ihm oder ihr im Freundeskreis, bei Kollegen, beim Reisen oder beim Surfen im World Wide Web

¹ Berger, Peter L., A Bleak Outlook is Seen for Religion, in: New York Times, 25. April 1968, S. 3 (Übers. MK).

² Ders., The Desecularization of the World. A Global Overview, in: P. L. Berger (ed.): The Desecularization of the World. Resurgent Religion and World Politics, Grand Rapids 1999, S. 1–18.

begegnen. Wie reagieren die Kirchen auf die Herausforderungen einer in religiöser und kultureller Hinsicht stets pluraler werdenden Gesellschaft?

In den Niederlanden ziehen sie sich zurück auf die eigene religiöse Identität. Man spricht wieder von katholischer und protestantischer Identität und sucht in der jeweils eigenen religiösen Tradition nach identitätsbestimmenden Werten. Ökumene ist in den Hintergrund getreten. Die Ausübung von Amtshandlungen von Frauen wird von offizieller Seite stark eingeschränkt, da die „echte“ katholische Identität laut offiziellen Stellungnahmen nur von einem männlichen Priester verkörpert werden kann. Es weht ein konservativer Wind, der dazu führt, dass die Emanzipationsbestrebungen von Frauen in der katholischen Kirche stagnieren und bereits erworbene Rechte der Gleichstellung zurückgedrängt werden.

Sowohl im kirchlichen wie auch im gesellschaftlichen Bereich greift man bei der Suche nach Halt in unsicheren Zeiten zurück auf die Vergangenheit und auf fest umrissene Identitäten. Man stellt erneut einen Kanon der vaterländischen Geschichte und des christlichen Glaubens zusammen in der Hoffnung, dort Werte zu finden, die Halt und Richtung geben können im Dschungel kultureller und religiöser Diversität. Nicht nur in den Niederlanden ist diese Tendenz deutlich sichtbar, auch in den Ländern rund um die Niederlande sind dies die Zeichen der Zeit.³ Man reagiert aus Angst und schottet sich ab, anstatt Zukunft mitzugestalten.

Der Auftrag des Dominikanischen Studienzentrums für Theologie und Gesellschaft in den Niederlanden (www.dsts.nl)

Am Dominikanischen Studienzentrum für Theologie und Gesellschaft wollen wir Zukunft mitgestalten, indem wir zuerst die *circumspectio* ausüben, die schon für Thomas von Aquin so wichtig war – sich umschauen und wahrnehmen, was Menschen beschäftigt. Wir suchen Anschluss beim Lebensgefühl der Menschen, ihren Ängsten und Sorgen, Freuden und Hoffnungen.

Damals standen die Prediger auf dem Marktplatz. Dort spielte sich das alltägliche Leben ab – heute ist das Internet der Marktplatz geworden.

Die Welt um uns herum versuchen zu begreifen und die Früchte davon mit anderen zu teilen – das *contemplari et contemplata aliis tradere* (= sich

³ Siehe in diesem Zusammenhang: *Kalsky*, Manuela, Wahrheit in Begegnung. Die Transformation christlicher Identität angesichts kultureller und religiöser Pluralität, in: Christliche Identität I, Forum Mission, Jahrbuch 2/2006, S. 29–51.

der Kontemplation widmen und die Frucht der Kontemplation weitergeben) der dominikanischen Bruderschaft – sehen wir als Auftrag des Studienzentrums und als Fortsetzung der Tradition der Dominikaner.

Wir arbeiten am Dominikanischen Studienzentrum mit vierjährigen Forschungsprojekten.⁴ Das letzte trug den Titel: *„Die Transformation religiöser Identität. Kulturelle und religiöse Vielfalt als Herausforderung an die christliche Theologie.“* Von Anfang an war es der Auftrag des Studienzentrums, Theologie und Gesellschaft miteinander zu verbinden. Theologie sollte keine rein akademische Angelegenheit sein, sondern mit dem Leben der Menschen, um die es geht, verbunden sein. Dies hat zur Folge, dass unsere Forschung nicht binnentheologisch ist, sondern multidisziplinär ausgerichtet. Soziologische, religionswissenschaftliche, kulturphilosophische und literaturwissenschaftliche Studien werden in unsere vierjährigen Forschungsprojekte miteinbezogen. Es geht darum, die Zeichen der Zeit ernst zu nehmen und darüber theologisch zu reflektieren. Das heißt, der hermeneutische und erkenntnistheoretische Ort einer zeitgemäßen Theologie liegt nicht in der Theologie selbst, sondern in den Lebens- und Glaubenserfahrungen der Menschen, die im Alltag einer multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft leben, mit allen Vor- und Nachteilen, die dieser Pluralismus mit sich bringt. Demnach steht nicht die Re-Interpretation überlieferter theologisch-dogmatischer Begrifflichkeiten im Vordergrund unserer Arbeit, sondern die am Leben und Glauben der Menschen orientierten Fragen, wie beispielsweise: Wie erfahren Menschen den alltäglichen Umgang mit den Menschen anderer Religionen? Wie sehen ihre eigenen Glaubenserfahrungen aus und wie hat sich ihre religiöse Identität im Laufe ihres Lebens verändert? Was wollen sie aus der jeweiligen religiösen Tradition bewahren, was inspiriert sie und was lassen sie hinter sich? Aus welchen religiösen und nicht-religiösen Quellen schöpfen sie?

Eine kontextuelle europäische Theologie, die die Lebens- und Glaubenserfahrungen der Menschen in ihrem jeweiligen Alltag zum Ausgangspunkt der theologischen Reflexion machen will, kommt heute nicht mehr um die Frage des Umgangs mit der kulturellen und religiösen Pluralität herum.

Dies bedeutet meines Erachtens, dass die Erfahrungen und Einsichten von Menschen aus den unterschiedlichen religiösen Traditionen mehr noch

⁴ Das Dominikanische Studienzentrum für Theologie und Gesellschaft (DSTS) wurde 1988 von den niederländischen Dominikanern gegründet. Mehr Informationen unter: www.dsts.nl.

als bisher reflektiert und in die gesellschaftliche Diskussion zu Fragen der Migration und dem Umgang mit unterschiedlichen Religionen eingebracht werden müssen. Gleichzeitig ist es notwendig, Menschen Wissen über die verschiedenen religiösen Traditionen zu vermitteln.

Kirche und Gesellschaft in den Niederlanden

Säkularisierung und Sakralisierung

Ich komme aus einem Land, in dem sich laut Umfragen 60 Prozent der Bevölkerung nicht mehr zu einer Kirche zugehörig fühlen. Als Vergleich: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gehörten nur zwei Prozent der niederländischen Bevölkerung keiner Kirche an.

Seit 1996 hat sich in den Niederlanden die Anzahl der Katholiken und Protestanten halbiert und davon wiederum fühlt sich nur die Hälfte aller Kirchenmitglieder noch mit einer Kirchengemeinde verbunden. Auch das Vertrauen in die Kirche ist deutlich geringer geworden: Waren es 1996 noch 65 Prozent der Befragten, die der Information der Kirche vertrauten, so war es 2007 nur noch 42 Prozent. Das Vertrauen in die Politik war übrigens noch geringer!

Wohl aber war die Mehrheit der Befragten der Meinung, dass Religion als Lieferant der Moral, der Werte und Normen wichtig sei für die Gesellschaft. Jedes Dorf und jede Stadt sollte darum doch noch eine Kirche haben, eine Art visuelle Identität, denn selbst hineingehen will man nicht mehr, höchstens wenn es um entscheidende Momente des Lebens geht, wie Geburt, Heirat und Tod. Auch wenn die Kirchen leer sind, 78 Prozent der Befragten möchten, dass sie erhalten bleiben, und wenn es nicht anders geht, muss der Staat dies finanzieren. Was ist der Grund hierfür? Vielleicht die Angst, dass in Kürze die Minarette die religiöse Landschaft der Niederlande beherrschen?⁵

60 Prozent der NiederländerInnen nennt sich gläubig, aber nur vier von zehn Personen meinen damit den traditionellen Glauben. Der Rest wird unter „postmoderne Spirituelle“ subsumiert, die meinen, dass man Religion in der Weisheit unterschiedlicher Traditionen zusammensuchen muss. 75 Prozent der NiederländerInnen sind davon überzeugt, dass dies der Weg der Religion sein sollte. Beten ist übrigens sehr populär: Zwei Drittel der Befragten beten, auch die, die sich selbst als ungläubig bezeichnen. Mit

⁵ Bernts, T. / Dekker, G. / de Hart, J., God in Nederland: 1996-2006, Kampen 2007.

anderen Worten: Gott wohnt noch in den Niederlanden, aber seine Adresse ist nicht mehr die traditionelle Kirche. Am Ende der Studie konstatieren die Autoren etwas hilflos: Die Niederländer sind religiös „unübersichtlich“ geworden. Man kann auch sagen: Sie passen nicht mehr in die Kategorien traditioneller Gläubigkeit. Sie glauben eher individuell.

Dies ist nicht nur ein niederländisches Phänomen. Immer mehr Menschen kehren den religiösen Institutionen in (West-)Europa den Rücken zu, aber viele von ihnen bleiben dennoch auf der Suche nach neuen Formen von Religiosität, nach dem, was ihnen Sinn und Wert in ihrem persönlichen Leben vermitteln kann. Neben den Niederländern haben auch die Franzosen, Belgier, Dänen und Schweden die meiste Affinität zu der Umschreibung, dass es „etwas“ geben muss, eine Art Gott, einen Geist oder eine Lebenskraft.⁶ 38 Prozent der NiederländerInnen zählen sich zu dieser Gruppe *Ietsisten* („*etwas*“ heißt auf Niederländisch „*iets*“). Der Glaube an einen persönlichen Gott nimmt immer mehr ab und mit ihm der Glaube an dogmatisch-theologische Aussagen. Kirchliche Strukturen formen sich um zu Netzwerken, in denen Menschen innerhalb ihrer religiösen Tradition gemeinsam nach neuen spirituellen Glaubensformen suchen.

Auch der Religionsmonitor 2008 der Bertelsmann-Stiftung, der als interdisziplinäres und interreligiöses Projekt entwickelt wurde und mit dessen Hilfe 21.000 Menschen auf allen Kontinenten repräsentativ befragt wurden, um deren Religiosität zu messen, bestätigt diese Tendenz. In den von der Säkularisierung beeinflussten Gesellschaften ist eine spirituelle Dynamik festzustellen, die sich losgelöst hat von kirchlichen Institutionen und in der Gott oder das Göttliche sowohl als Person als auch als Energie erfahren wird.⁷ So gehören in Österreich etwa 15 Prozent der Bevölkerung diesen „Spirituellen neuer Art“ an – immerhin etwa eine Million Menschen. In der Schweiz sind es 22 Prozent, in Westdeutschland 12 und in Ostdeutschland 4 Prozent. Auffallend ist, dass sie sowohl aus den Kirchen als auch aus der säkularen Kultur kommen und dass für sie Christlichkeit und Spiritualität keinesfalls zueinander im Widerspruch stehen. Sie kombinieren beides ganz einfach.⁸

Inzwischen gibt es auch in Europa das in Asien weit verbreitete Phänomen des „*multiple religious belonging*“ – die Anziehungskraft unterschied-

⁶ Halman, L./Luijckx, R./van Zundert, M., (Hg.), Atlas of Human Values, Leiden 2005.

⁷ Vgl. Zulehner, P. M., Spirituelle Dynamik in säkularen Kulturen? Deutschland – Österreich – Schweiz, in: Religionsmonitor 2008, Gütersloh 2007, S. 152–154; Huber, S., Analysen zur religiösen Praxis. Ein Blick in die Schweiz, in: ebd., S. 163.

⁸ Zulehner, Spirituelle Dynamik in säkularen Kulturen? (wie Anm. 6), S. 152–156.

licher religiöser oder lebensanschaulicher Traditionen auf den Einzelnen, der oder die dann Elemente aus verschiedenen Lebenseinstellungen in das eigene Leben integriert. In Asien ist dies eine weitverbreitete Form des Glaubens, aber in der westlichen Theologie und Glaubensstradition wurde und wird es auch heute noch als eine verbotene Form des Synkretismus⁹ betrachtet.

Eine wachsende Anzahl von Menschen sucht nach zeitgemäßen spirituellen Glaubensformen, die bei den Fragen und Wahlmomenten in ihrem Leben anschließen. In diesem Sinn ist auch in den säkularisierten Ländern eine Revitalisierung der Religion in gewandelter Form zu erkennen, die sich unter dem Begriff „Spiritualität“ präsentiert. Mit Spiritualität ist dann zumeist eine Energie oder Kraft gemeint, die die Welt durchdringt und die es möglich macht, ganzheitlich zu leben. Auffallend ist, dass es vor allem Frauen sind, die sich von dieser Spiritualität angezogen fühlen.¹⁰ Die Soziologen Paul *Helaas* und Linda *Woodhead* bestätigen dies in ihren Untersuchungen zur „holistischen Spiritualität“, die sie in Kendal, einer Kleinstadt in England, durchgeführt haben.¹¹ 80 Prozent aller Träger und TeilnehmerInnen an spirituellen Aktivitäten waren Frauen. Die Anziehungskraft einer holistischen Spiritualität auf Frauen erklärt sich aus der Tatsache heraus, dass sie ihnen den Abschied von einer traditionellen Rollenzuschreibung ermöglicht und dennoch als Individuum eine positive Bindung an andere gewährleistet. Auf diese Weise übersteigt ein holistisches Spiritualitätskonzept das von den Soziologen Ulrich *Beck* und Elisabeth *Beck-Gernsheim* formulierte Dilemma moderner Frauen: Soll ich „mein eigenes Leben leben“ oder soll ich „leben für andere“. Holistische Spiritualität verbindet beides miteinander und ermöglicht so die spirituelle Dimension eines Netzwerks persönlicher Beziehungen und Bindungen im täglichen Leben.¹² Es mag deutlich sein, dass im heutigen Europa Säkularisierung und Sakralisierung Hand in Hand gehen.¹³

⁹ *Bernhardt, R./Schmidt-Leukel, P.* (Hrsg.), Multiple religiöse Identität. Aus verschiedenen religiösen Traditionen schöpfen, Zürich 2008.

¹⁰ Vgl. Tabelle 4, Religionsmonitor 2008, S. 176.

¹¹ *Helaas, P./Woodhead, L.*, (Hrsg.), *The Spiritual Revolution* (Anm. 4).

¹² *Sointu, E./Woodhead, L.*, Spirituality, Gender, and Expressive Selfhood, in: *Journal for the Scientific Study of Religion* 47, 2008/2, S. 259–276, hier S. 267; *Beck, U./Beck-Gernsheim E.*, Individualization. Institutionalized Individualism and its Social and Political Consequences, London 2002, S. 54–84.

¹³ Siehe hierzu die „subjectivization thesis“ von den Soziologen Paul *Heelas* und Linda *Woodhead* in: *Helaas, P./Woodhead, L.*, *The Spiritual Revolution. Why Religion is Giving Way to Spirituality*, Oxford 2005, S. 77 ff.

Globalisierung/Migration

Wenn es um religiöse Diversität in den Niederlanden geht, bezieht sich das natürlich auch auf die circa 800.000 Muslime und 800.000 Migrantenchristen, die in den Niederlanden leben.

Migranten bringen ihren eigenen religiösen Hintergrund mit. Vor allem die Angst vor dem Islam oder besser gesagt vor dem fundamentalistisch geprägten Islam hat das religiöse und gesellschaftliche Klima der Niederlande in den letzten Jahren nachdrücklich bestimmt. In der Europäischen Gemeinschaft sind die Niederlande hinter Frankreich das Land mit der verhältnismäßig größten Muslimgemeinschaft. Etwa sechs Prozent der niederländischen Bevölkerung sind Muslime. Seit dem 11. September 2001 und den seit damals erfolgten terroristischen Aktivitäten im Namen des Islam bis hin zu dem Mord an dem Regisseur und Publizisten Theo *van Gogh*, der gemeinsam mit der inzwischen in den Vereinigten Staaten lebenden Ayaan *Hirsi Ali* den Film „Submission“ produzierte, in dem Korantexte zu sehen sind, die auf dem Körper einer misshandelten muslimischen Frau geschrieben stehen, ist die Beziehung sehr angespannt. Angst und Unsicherheit haben sich auf beiden Seiten breit gemacht.

Zu Recht oder zu Unrecht – viele Niederländer und Niederländerinnen fühlen sich vom Islam bedroht. Allerdings ist im Moment die finanzielle Krise wichtiger als das Thema Integration. Jetzt sind nicht mehr die Muslime die Sündenböcke der Nation, sondern die Polen, die beschuldigt werden, der einheimischen Bevölkerung die Arbeitsplätze „zu stehlen“. Deutlich ist, es sind „die Anderen“, die mein Gefühl von Sicherheit bedrohen.

„Tradition ist die Weitergabe des Feuers und nicht die Anbetung der Asche“

Dieses Motto stammt von Gustav *Mahler* und ich benutze es gerne und oft, wenn ich über die Bedeutung von Tradition spreche.

Die Frage nach einem zeitgemäßen Verhältnis zur Tradition ist sehr aktuell: Was bedeutet es heute, Christ und Christin zu sein? Was ist wertvoll für unser Leben und was gibt uns Bedeutung und Richtung? Was wollen wir tradieren, weitergeben an die nächste Generation und was lassen wir lieber hinter uns? Diese Fragen stellen sich heute viele Menschen.

Eine Tradition lebt dank zeitgemäßer Erneuerung, und wenn das nicht mehr der Fall ist, wenn die überlieferten Geschichten und Bilder aus der Bibel, den Evangelien uns nichts mehr in unserem alltäglichen Leben zu

sagen haben, ist die betreffende Tradition tot. Damit sage ich nichts Neues. Es war schon immer so. Wenn wir einen Blick in die Kirchengeschichte werfen, bedeutete das oft nicht nur hier und dort ein wenig Schönheitschirurgie – es ging oftmals auch um einschneidende Veränderungen.

Ich denke zum Beispiel an die Altkatholische Kirche, die sich im Jahre 1996 zur Priesterweihe von Frauen entschloss. „Stehst du noch in der katholischen Tradition, wenn dieser Schritt erfolgt?“ „Ja“, meinte meine langjährige Kollegin am Dominikanischen Studienzentrums und heutige Professorin für Kirchengeschichte in Bern, Angela *Berlis* – selbst als erste Frau in der Altkatholischen Kirche zur Priesterin geweiht. Das Einzige ist, meinte sie, dass du dich bei einer anderen Linie in der Tradition anschließt, die bis zu dem Zeitpunkt unterbelichtet blieb, die Tradition der Maria Magdalena, die in der Tradition *apostola apostolorum* – die Apostelin der Apostel – genannt wird.

Hier passt die traditionelle Legitimation des Priesteramts nicht mehr. Es werden neue Referenzpunkte geschaffen, die in diesem Fall auf eine noch ältere Tradition zurückgreifen, nämlich auf die biblischen Geschichten über Maria Magdalena. Auf diese Weise tritt eine pneumatologische Fundierung des Amtes in den Vordergrund, anstelle einer christologischen. In diesem Fall beruft sich die apostolische Tradition auf *Johannes 20,17*: „Geh zu meinen Brüdern und verkündige ihnen ...“ – eine neue Amtskultur für Männer und Frauen.

Dieses Beispiel macht deutlich, dass wir eigentlich von einer Tradition im Plural sprechen müssen, denn die unterschiedlichen Traditionen im Christentum sind nicht auf *einen* Nenner zu bringen. Sie sind in bestimmten Kontexten in Bruch und Kontinuität zu der Leitkultur/Leitreligion entstanden.

Bis vor kurzem haben wir uns hauptsächlich auf die Einheit der christlichen Tradition konzentriert und nicht auf die darin vorhandene Vielfalt. Und gleichzeitig liegt es in einer Zeit der Pluralisierung Europas auf der Hand, was Kulturen und Religionen angeht, auch Bibel und Tradition auf Vielfalt hin zu befragen. Text und Kontext gehören nun einmal zusammen, bereichern einander und lassen mithilfe neuer zeitgemäßer Fragen auch neue Antworten entdecken.

Unser heutiges Bewusstsein, dass wir es mit vielen verschiedenen Strömungen im Christentum zu tun haben und dass diese Unterschiede einander nicht unbedingt ausschließen müssen, könnte eine neue Sicht von Wahrheit eröffnen. Eine Wahrheit, die nicht als einzigartig gilt und daraufhin verteidigt werden muss, wie das so oft in der Geschichte des Chris-

tentum der Fall war, sondern eine Wahrheit, die sich um die Anerkennung der Vielheit als eine Gabe Gottes bemüht – ein Kaleidoskop, das aus Bruchstücken, Fragmenten der unterschiedlichen Traditionen im Christentum, aber auch in anderen religiösen Traditionen besteht. Dadurch sehen wir stets ein anderes Bild, das beiträgt zu einem größer werdenden Bewusstsein dessen, was Gott, Allah, das Ewige bedeutet.

Ist das möglich? Muss Tradition nicht eine deutliche, am liebsten eindeutige Identität hervorbringen, sodass deutlich ist, wofür wir einstehen und wie wir uns als Christinnen und Christen unterscheiden in Bezug auf die Anderen – Muslime, Hindus, Atheisten usw.? Kommt es nicht einer Verwässerung unserer christlichen Identität gleich, wenn wir das nicht tun? Ist es nicht Verrat an unserer christlichen Identität, unserem Glauben an Gott und Jesus Christus?

Der Umgang mit Unterschieden

Die Frage, die im Hintergrund dieser Thematik steht, ist die Frage, wie wir mit Unterschieden umgehen. Wie verhalte ich mich dem oder der Anderen gegenüber, die anders ist als ich? Ist er oder sie eine Bedrohung für meine eigene Identität oder kann ich ihr oder sein Anders-sein als eine Bereicherung erfahren? Wie gehe ich um mit Vielfalt und wie verhält sich das zu unserem Denken in Einheit?

Ich denke, dass wir uns nicht von Angst leiten lassen sollten und uns damit zurückziehen auf die eigene Tradition. Die erneute Bestimmung des Christlichen oder des Katholischen sollte demnach nicht eine Rückbesinnung im Sinne der Legitimationssuche in der Vergangenheit sein, sondern die Frage: Was hat sich als heilsam erwiesen, was wollen wir weitergeben im Bewusstsein, dass die brennende Frage morgen und auch schon heute ist, wie wir mit den Menschen anderer Religionszugehörigkeit und Kulturen zusammenleben wollen?

Genauso brennend ist auch die Frage nach unserem Umgang mit der Natur, und welche Weisheiten und Werte dafür in unserer Tradition zu finden sind, die wir weitergeben wollen.

Pilger auf der Suche nach Wahrheit

Timothy *Radcliffe*, der frühere Magister des Dominikanerordens, hat zur heutigen Rolle des Christentums in Europa beachtenswerte Dinge gesagt. Für ihn ist die entscheidende Frage, ob die unterschiedlichen Religionen in

der Lage sein werden, friedvoll miteinander zusammenzuleben oder ob sie Europa zerreißen werden. Vieles hängt seiner Meinung nach davon ab, ob die Menschen in Europa es zulassen, dass Europa zur Heimat *aller* Religionen wird. Radcliffe meint, dass das nur dann gelingen kann, wenn das Christentum dazu bereit ist, Menschen auf der Suche nach dem Guten, Wahren und Schönen zu begleiten. Begleiten bedeutet für Radcliffe nicht in erster Linie das Erstellen von Geboten, an die man sich zu halten hat, sondern die Vermittlung von christlichen Werten, von Tugenden als „Lebensmittel“ für unterwegs. Zu diesem Zweck greift er die vier Kardinaltugenden – Mut, Weisheit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit – auf und fügt die drei theologischen Grundtugenden des Thomas von Aquin – Glaube, Liebe, Hoffnung – hinzu. Es gehe nicht um Regelgebung, sondern um moralisches Handeln, um eine christliche Ethik als Beitrag des Christentums für die Menschen, die in Europa Pilger sind. Kirche und Theologie, so fordert Radcliffe, müssen deren Wegbegleiter sein, sie dort abholen, wo sie heute stehen, egal ob dieser Ort übereinstimmt mit den Normen der Kirche oder nicht.

Es gehe um die Suche nach Wahrheit und um den Glauben daran, Wahrheit auch gemeinsam mit anderen Religionen finden zu können. Viel zu oft streiten Religionen seiner Meinung nach um Wahrheitsansprüche, was Intoleranz, Indoktrination und gewalttätige Auseinandersetzungen zur Folge hat. Stattdessen sollte es um den Mut gehen, Fragen zu stellen, ohne die Antworten schon im Voraus zu kennen; die „Anderen“ nicht aus der eigenen christlichen Sicht heraus zu belehren, sondern selbst lernfähig zu sein. Die Kirche müsse neben dem Mut, ihre Überzeugungen zu verkündigen, auch den Mut besitzen, zuzugeben, dass auch sie letztendlich nicht wirklich wissen und benennen kann, wer oder was Gott ist. Sie müsse die Bescheidenheit besitzen, von den anderen Religionen lernen zu wollen und sich gemeinsam mit ihnen auf eine Pilgerreise zu begeben, auf der Suche nach Wahrheit.¹⁴

Sind wir als Christen bereit, uns von „den Anderen“ überraschen und inspirieren zu lassen? Können wir eine Offenheit und eine positive Neugier nach den oder dem Anderen an den Tag legen, in der Hoffnung, dass uns das, was wir dort finden, bereichert? Ist unsere christliche Identität, unser Glaube stark genug, um uns nicht ängstlich mit Hilfe überlieferter Glaubenswahrheiten gegenüber den anderen Religionen abzugrenzen? Mit

¹⁴ Vgl. *Radcliffe*, Timothy OP, Godsdienst kan Europa verscheuren of samenbrengen, in: Tertio Nr. 287, vom 10.08.2005, S. 6–7.

anderen Worten: Sind wir dazu bereit, christliche Identität in einer veränderten Welt zu suchen, um nicht aus lauter Angst an einer Identität festzuhalten, die vor allem die Kontinuität mit der Vergangenheit zum Ziel hat? Sind wir in der Lage, mit einer schwachen christlichen Identität zu leben und zu akzeptieren, dass andere Religionen andere Wege zum Heil Gottes haben? Ist es uns ernst damit, dass kein Mensch über die Wahrheit Gottes verfügen kann, und wagen wir darum eine christologische Offenheit, die göttliche Wahrheit im Horizont des guten Lebens für alle lokalisiert? Oder bedeutet dies Verrat – Verrat am Christ-sein und an der christlichen Identität?

Die Suche nach einem neuen „Wir“

Ich denke, dass christliche Identität sich nicht durch die Abgrenzung gegenüber den Andern definieren sollte, sondern in Beziehung zu ihnen. Eine Identität, die sich in Freiheit bereichern lässt durch die Vielfalt religiöser Erfahrungen und Einsichten, die alles kritisch untersucht und letztendlich nur das weiterträgt, was dem guten Leben aller dient.

Aus christlicher Sicht würde dies bedeuten, dass christliche Identität nicht nach einem Fundament in der Vergangenheit, in der Person Jesu sucht, sondern sich von dessen Lebensgeschichte, die vom Reich Gottes erzählt, inspirieren lässt. Nicht der Glaube an Jesus und die Einzigartigkeit seiner Person bestimmen dann christliche Identität, sondern der Glaube mit ihm an das Reich Gottes, ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit, das das gute Leben für alle vor Augen hat.¹⁵ So gesehen sollten wir besser von einem christlichen Identitätsprozess sprechen, der mit dem Lebensweg Jesu in Gang gesetzt wurde und im Lauf der Geschichte immer wieder durch das Leben selbst transformiert wurde und wird – eine sich stets verändernde eschatologische Identität und Wahrheit, die auf Begegnung und Dialog hin ausgerichtet ist.¹⁶

Es geht darum, ein neues „Wir“ zu schaffen und uns dabei von den unterschiedlichen religiösen und kulturellen Traditionen inspirieren zu

¹⁵ Vgl. zum Thema interreligiöser Dialog und Ethik: *Kalsky*, Manuela, Vielfalt umarmen. Überlegungen zur Transformation christlicher Identität, in: Doris *Strahm*/M. *Kalsky* (Hrsg.), *Damit es anders wird zwischen uns. Interreligiöser Dialog aus der Sicht von Frauen*, Ostfildern 2006, S. 57–69; *Hafner-Al Jabaji*, Amiral *Pruschy*, Eval *Strahm*, Doris, *Das gute Leben für alle – ethischer Horizont für den interreligiösen Dialog*, in: ebd., S. 134–155.

¹⁶ *Kalsky*, Manuela, *Christaphanien. Die Re-Vision der Christologie aus der Sicht von Frauen in unterschiedlichen Kulturen*, Gütersloh 2000, S. 311 ff.

lassen. Wir brauchen Kernwerte, die uns als Richtschnur dienen, um unser Denken in „wir und die Anderen“ zu überbrücken.

Ich denke, dass dies eine andere Weise des Denkens verlangt: nicht ein „entweder/oder“ sondern ein „sowohl als auch“ – eine dialogische Weise des Umgehens miteinander.

Wie muss ein „neues Wir“ aussehen, das der Vielfalt der unterschiedlichen Glaubensüberzeugungen und Weltanschauungen, die inzwischen in Europa Fuß gefasst haben, gerecht wird? Wie kann in unseren multikulturellen und multireligiösen Gesellschaften ein friedvolles und gerechtes Zusammenleben gestaltet werden? Wie können Vorurteile und Angst gegenüber Andersgläubigen abgebaut werden, ohne dabei den Problemen aus dem Weg zu gehen, die sich aus dem alltäglichen Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen und Religionen ergeben? Wie können wir kulturelle und religiöse Unterschiede fruchtbar machen für unsere Gesellschaft, um so dem guten Leben für alle Raum zu verschaffen?¹⁷

Nieuwwij.nl

Beim Dominikanischen Studienzentrum haben wir 2008 gemeinsam mit dem Ministerium für Integration ein Projekt ins Leben gerufen, mit dessen Hilfe wir nach einem neuen Wir in den Niederlanden suchen. An diesem multidisziplinären Forschungsprojekt sind WissenschaftlerInnen beteiligt, die an unterschiedlichen niederländischen Universitäten arbeiten. Auch gehört eine multimediale Website (*www.nieuwwij.nl*) dazu, die die Möglichkeit zum Austausch bietet und an der vor allem ein junges Website-Team mitarbeitet. Da wir die neuen Medien einbeziehen, sind auch viele junge Leute an diesem Projekt interessiert. Der Trailer, der auf dieser Website in Niederländisch und Englisch zu finden ist, bietet eine schnelle Übersicht zum gesamten Projekt und ist unter dem folgenden Link zu finden: <http://www.nieuwwij.nl/index.php?pageID=26>.

Mithilfe dieses Wir-Projekts gehen wir auf die Suche nach einem neuen Wir in den Niederlanden. Ein Wir, in dem sich nicht nur die alteingesessene Bevölkerung zu Hause fühlt, sondern auch die neuen Bürger und Bürgerinnen mit unterschiedlichen religiösen und kulturellen Hintergründen.

¹⁷ *Strahm, Doris/Kalsky, Manuela* (Hrsg.), *Damit es anders wird zwischen uns. Interreligiöser Dialog aus der Sicht von Frauen*, Ostfildern 2006.

Ein Wir, das nicht auf Ausschluss beruht, sondern Unterschiede fruchtbar machen will, indem sie miteinander verbunden werden. In jedem Monat steht ein neues Thema im Zentrum, das sich mit existenziellen Fragen und Werten beschäftigt, die auch in den weltanschaulichen Traditionen zu finden sind. Es sind Videos zu sehen, die Initiativen zeigen, in denen ein „neues Wir“ bereits sichtbar ist. Es werden neue Netzwerke aufgebaut und inzwischen ist unsere Website mit 21.000 einzelnen Besuchern pro Monat in den Niederlanden die größte auf dem Gebiet der interreligiösen Kommunikation.

Auf diese Art und Weise versuchen wir im Auftrag der Dominikaner gemeinsam mit Menschen anderer Lebens- und Glaubensüberzeugungen einen Beitrag zum „guten Leben für alle“ zu leisten und so Theologie und Gesellschaft miteinander zu verbinden. Dieses inzwischen auch über die Grenzen der Niederlande hinaus bekannte Website-Projekt zeigt, dass auch Orden in einer vom Säkularismus und Individualismus geprägten Gesellschaft sehr erfolgreich ihren Beitrag leisten können. Allerdings müssen sie dazu bereit sein, die „Zeichen der Zeit“ wirklich verstehen zu wollen. Dies erfordert eine positive und offene Grundhaltung und die Überzeugung, dass das Heil Gottes immer wieder neu inmitten der Welt zu finden ist.

Ich hoffe, es ist mir gelungen, Sie als Ordensfrauen und Ordensmänner davon zu überzeugen, wie wichtig Ihr Beitrag, Ihr Wissen und Ihre gelebte Spiritualität in unserer heutigen Gesellschaft sind und dass es eine Frage der zeitgemäßen Übersetzung ist, den Auftrag der religiösen Orden weiterzutragen.



Foto: Katrin Bruder

Prof. Dr. Rainer Bucher

Geboren 1956 in Nürnberg; Studium der Theologie in Freiburg/Br. und Würzburg; 1986 Promotion im Fach Fundamentaltheologie; 1996 Habilitation für das Fach Pastoraltheologie; Professur für Pastoraltheologie und Kerygmantik an der Fakultät Katholische Theologie der Universität Bamberg; seit 1.1.2000 Universitätsprofessor und Vorstand des Instituts für Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie an der Fakultät Katholische Theologie der Universität Graz und Mitglied des Senats der Karl-Franzens-Universität Graz.

Anschrift: Institut für Pastoraltheologie und Pastoralpsychologie der Universität Graz, Heinrichstraße 78, 8010 Graz.

Die Ordensgemeinschaften in der aktuellen Transformationskrise der katholischen Kirche

Vortrag am 20. November 2012 beim Österreichischen Ordenstag in Wien-Lainz

I. Prekäre Zeitgenossenschaft

Gerne bin ich Ihrer Einladung gefolgt. Nicht nur wegen der Bedeutung der Orden für die Kirche und übrigens auch ganz persönlich für meine Herkunftsfamilie.

Der Hauptgrund, warum ich sehr gerne hier bin, ist ein anderer: Ordensleute sind religiöse Virtuosen, wie Max Weber das genannt hat. Virtuosen aber sind immer sensible Menschen, an ihnen zeigt sich sehr früh, was ist, denn sie reagieren empfindsam auf ihre Umwelt. Sensible Menschen sind freilich auch gefährdete Menschen.

Ich soll zu Ihnen über den Platz der Ordensgemeinschaften in der Kirche sprechen. Nun ist die grundlegende geistliche Tugend – und Orden stehen für explizit geistliche Lebensentwürfe – die Ehrlichkeit. Orden sind geordnete geistliche Bewegungen, also der Ehrlichkeit ganz besonders verpflichtet. Also werde ich zu Ihnen über die Orden in der epochalen Transformationskrise der katholischen Kirche sprechen.

Überhaupt wäre eigentlich das Wichtigste zu meinem Thema, dass es bei Ihnen selbst einen Diskurs darüber gibt, wo Sie sich sehen im aktuellen

krisenhaften Transformationsprozess der katholischen Kirche. Gibt es darüber in Ihren Ordensgemeinschaften einen ehrlichen und offenen Austausch? Wie sehen Sie das? Wie erleben Sie das? Wie erleben Sie sich im aktuellen Wendepunkt der Kirchengeschichte?

Wie ist Ihre Selbstwahrnehmung? Was sind Ihre Sorgen und Ängste, ihre Hoffnungen und guten Erfahrungen? Damit müsste eine pastoraltheologische Reflexion zum Thema beginnen.

Ich weiß natürlich nicht, ob es diesen Diskurs bei Ihnen gibt. Ich hoffe es schon, nehme es an, hoffe es für Sie und die ganze Kirche, dass es diesen Diskurs in geistlicher Ehrlichkeit bei Ihnen gibt. Denn ohne ihn hinge mein Referat, hinge wohl auch dieser Tag ein wenig im luftleeren Raum.

Sie werden es bemerkt haben: Ich habe diesen Vortrag begonnen, wie früher Volksmissionen begonnen – mit einem Aufruf zur Gewissenserforschung. Ich habe mich praktisch in Ihre Rolle gemogelt: der umherziehende Pater, die fromme Ordensfrau, der den mehr oder weniger betroffenen Zuhörern die geistlichen Leviten liest, um dann wieder abzureisen und die Betroffenen ihrem Alltag zu überlassen.

Das war natürlich eine Anmaßung, denn warum sollten Sie mir zu diesen Fragen Rechenschaft schulden? Solche Form der Kommunikation funktioniert nicht mehr wirklich, wie ja auch Volksmissionen nicht mehr wirklich funktionieren.

Warum funktioniert das nicht mehr wirklich? Weil unsere Gesellschaft, weil Religion, weil wir auch in der Kirche ziemlich anders funktionieren als früher. Nichts ist mehr, wie es war. Unsere Zeit ist Gottes Zeit, ohne Zweifel, wie könnte sie es nicht sein? Das ist nicht das Problem. Das Problem ist vielmehr, ob meine, ob Ihre Zeit, ob die Zeit der Menschen, in der Straßenbahn, die gerade vor dem Kardinal König Haus vorbeifährt, ob das überhaupt die gleiche Zeit ist?

Es ist nicht mehr sicher, ob es eine einheitliche Zeit noch gibt und unsere Kultur nicht vielmehr eine komplexe Schichtung von Ungleichzeitigkeiten, die sich hart im Raum stoßen, darstellt, inkompatible Zeiten, die sich keinesfalls mehr homogenisieren lassen und bestenfalls halbwegs konfliktfrei miteinander und nebeneinander auskommen und das nicht immer, übrigens nicht nur in kulturellen Manifestationen, sondern auch im Einzelnen selbst: Zwischen welchen Zeitstrukturen und Kulturen sind Sie etwa in den letzten acht Tagen „geswicht“?

Nur wer realisiert, dass nichts mehr ist, wie es war, hat eine Chance zu überleben, wer nicht, wird sich kräftezehrend an den Irritationserfahrungen, mit denen er permanent konfrontiert ist, abarbeiten, unglücklich abar-

beiten. Weswegen es ein ganz einfaches Kriterium gibt, ob ein pastoraler Ort – und auch Orden gestalten pastorale Orte – auf dem richtigen Weg ist: wie Sie sich an den alltäglichen Irritationserfahrungen, die ein halbwegs ehrliches und aufmerksames Leben heute unvermeidlich mit sich bringt, wie Sie sich an diesen Irritationserfahrungen abarbeiten: kreativ und mit Lust oder defensiv und depressiv? Ersteres zeigt, dass Sie in dieser Zeit leben, Letzteres, dass Sie gegen diese Zeit leben. Dazu haben Sie übrigens jedes Recht, gerade unsere Zeit gibt es Ihnen, aber ob Sie dann Christus nachfolgen? Und ob das ein gutes Leben ist?

Operativ gewendet heißt das: Wann kippen die Mühen und Irritationen der Zeitgenossenschaft in Freude und Kreativität? Das ist das Grundproblem der Kirche in der heutigen Krisensituation und es ist, ich brauche das Ihnen nicht zu sagen, ein geistliches Problem. Und damit ein Thema der Orden. Denn Orden gibt es in der Kirche, damit jemand tut, was die ganze Kirche tun sollte, aber nicht tun kann. Anders gesagt: Orden haben vor allem eine prophetische Funktion. Wo ist Ihre prophetische Funktion in der epochalen Transformationssituation der Kirche heute? Das ist Ihr aktuelles Existenzproblem.

II. Neue Zeiten: Wenn nichts bleibt, wie es war¹

Doch zuerst: Warum ist nichts mehr, wie es war? Ich möchte mit einem kleinen Gedankenexperiment beginnen. Versetzen Sie sich 30 Jahre zurück, ins Jahr 1982: Was von dem, was dann kam, privat, politisch, kulturell, technisch, war damals auch nur vorstellbar?

Der Zusammenbruch des Ostblocks? Die drohende Klimakatastrophe? Die lokale Entbettung des sozialen Lebens mit Handy und Internet? Der 11. September? Ein mit einem Mann verheirateter deutscher Außenminister? Ein schwarz-afrikanischer US-Präsident?

Und was sagt uns, dass es nicht genauso unvorhersehbar weitergehen wird? Letztes Jahr war es der Beinahe-Zusammenbruch des Finanzsystems. Was wird es nächstes Jahr sein?

Es gibt eine zentrale postmoderne Erkenntnis: Es wird anders kommen als geplant. Die Zukunft wird die Folge unserer Projekte sein, aber diese Folgen werden ein wenig anders sein, als man so dachte. Die Zeiten sind so neu, dass wir noch gar nicht begriffen haben, wie neu sie sind, und eben

¹ Zu diesem und dem nächsten Abschnitt siehe: *Bucher, Rainer, Wenn nichts bleibt, wie es war. Zur prekären Zukunft der katholischen Kirche, Würzburg 2012.*

das, dieses Nichtbegreifen, besser: die Einsicht in das Nichtbegreifen stellt das Neue dar. Denn es ist kein zufälliges Nichtbegreifen, sondern ein notwendiges.

Wenn es eine postmoderne Erkenntnis gibt, dann die, dass wir nicht die souveränen Herren der Zukunft sind, wie es die Moderne uns weismachen wollte. Der Kirche war das immer klar, aber aus einem eher zweifelhaften Grund: Sie glaubte, mit Hilfe ihres Zugangs zur Gottesmacht souveräne Herrin der Geschichte, von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, zu sein. Die Moderne hat sie davon entthront, das ist deren bleibendes Verdienst, aber viel besser wurde es dadurch lange nicht, eher im Gegenteil.

Das Neue an den neuen Zeiten ist also nicht nur, dass sie wirklich neu sind, sondern dass niemand so genau weiß, wie neu. Wir sind sozusagen im Stadium des späten Columbus, der ahnte, dass er etwas anderes erreicht hatte als Indien von hinten, aber nicht genau wusste, was.

Der Zeitsoziologe Hartmut *Rosa* hat vor kurzem festgehalten, dass die „kulturelle Krisenerfahrung“ der Gegenwart im „gleichzeitigen Verlust einer referenzstiftenden Vergangenheit und einer sinnstiftenden Zukunft“² liege. Das deutet auf eine kulturgeschichtliche Konstellation, die für die katholische Kirche, immerhin eine der ältesten durchgängig funktionierenden Institutionen der Welt, ausgesprochen schmerzhaft ist – freilich nicht nur für sie. Denn diese Konstellation legt die Frage frei, ob ein kulturell-institutionelles System die Ressourcen und Mechanismen besitzt, auf sie angemessen zu reagieren. Angemessen aber kann – in schöner Dialektik – nur heißen: in Verpflichtung vor der eigenen Tradition und in Verpflichtung auf eine gute Zukunft. Diese doppelte Angemessenheit kann heute gerade nicht mehr durch einfache Verlängerung der Vergangenheit oder in der Orientierung an utopischen Entwürfen geschehen.

Denn vieles spricht für einen veritablen Bruch sowohl gegenüber der Herkunftsorientierung der Vormoderne wie gegenüber der Zukunftsorientierung der klassischen Moderne, vieles spricht tatsächlich für den gleichzeitigen Verlust einer referenzstiftenden Vergangenheit wie einer sinnstiftenden Zukunft. Wie in dieser Konstellation sich auf Vergangenheit als Basis der Zukunft beziehen – das ist die postmoderne Grundfrage der Kirche.

² *Rosa*, Hartmut, Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne, Frankfurt/M. 2005, S. 424.

III. Liquid church (P. Ward)

Die aber hat erst einmal etwas ganz anderes zu verarbeiten: manifeste Abstiegsverfahren.

1. Abstiegsverfahren

Der Hintergrund dieser manifesten, seit einiger Zeit nicht länger verdrängbaren Abstiegsverfahren ist der grundlegende Umbau im Religionsystem unserer Gesellschaft. Religion wird zunehmend weniger in kirchlichen Formen vergesellschaftet, die Religion in Konzepten von exklusiver Mitgliedschaft, unbedingter Gefolgschaft und umfassender Biographiemacht organisierten und zudem davon ausgingen, dass sich die je individuelle Religiosität und die gemeinschaftlich gelebte, verfasste Religion, also Persönlichstes und Öffentlichstes, Intimstes und kirchliche Obrigkeit wenn irgend möglich decken.

Im Zuge der globalen Durchsetzung eines liberalen, kapitalistischen Gesellschaftssystems werden religiöse Praktiken in die Freiheit des Einzelnen gegeben und folgen damit vielen anderen, ehemals der Entscheidungsfreiheit des Individuums entzogenen Praktiken, etwa der Orts-, Kleidungs-, Berufs- oder Partnerwahl.

Für die kirchliche Pastormacht markiert dies den definitiven Endpunkt eines einzigen Verlustwegs. Dieser führte vom Kosmos zur Kommunität und schließlich zum Körper. Die kosmisch codierte Interpretationsmacht des Christentums wird zuerst in Frage gestellt von Männern wie Galilei, Kopernikus und Kepler, der kirchliche Zugriff auf die (nicht-kirchliche) Kommunität ging mit dem bürgerlichen Gesellschaftsprojekt im 19. Jahrhundert verloren. Zuletzt aber versuchte die katholische Kirche, etwa über ihre Moralverkündigung, noch Einfluss auf den Körper zu nehmen, auf seine Praktiken und Techniken. Dass dies gescheitert ist, ist aber ebenfalls unbestreitbar.

Es herrscht übrigens auch nicht mehr ein *aufklärerisches Dispositiv des Religiösen*, das die Konsistenz religiöser Praxis und Inhalte vor der Vernunft anstrebte und von dieser Konsistenz her Religion beurteilte, oft auch verurteilte. Was herrscht, kann man vielleicht am ehesten als „*autologisches Dispositiv*“ bezeichnen³, als Organisation und Praxis von individueller Religion

³ Vgl. *Bochinger, Ch./Engelbrecht, M./Gebhardt, W.*, Die unsichtbare Religion in der sichtbaren Religion. Formen religiöser Orientierung in der religiösen Gegenwartskultur, Stuttgart 2009. Die Autoren sprechen von einer Selbstermächtigung des religiösen Subjekts.

nach dem – durchaus nicht beliebigen und trivialen – individuellen biographischen Bedürfnis. Das folgt einer eigenen Logik, der Logik der prekären Lebensbewältigung auch mit Hilfe von Religion. Religion und eben auch Kirche werden damit aber unter ein individuelles Nutzenkalkül gestellt – und das gilt auch für praktizierende Katholiken und Katholikinnen.

Das trifft die katholische Kirche an einem zentralen Punkt ihrer neuzeitlichen Geschichte: ihrer institutionellen Lebensform. Diese institutionelle Lebensform ist gerade im katholischen Bereich mächtig und eindrucksvoll. Gegenwärtig aber muss die Kirche damit umgehen, dass mit ihr umgegangen wird und dass auch ihre stolze Institutionalität dies nicht verhindert. Bisweilen gilt gar: ganz im Gegenteil.

Kirchliche Institutionen geraten damit unter den permanenten Zustimmungsvorbehalt ihrer eigenen Mitglieder. Das aber bedeutet: Die Kirche ist von der Macht vertrieben worden und in eine Marktsituation geraten. Diese Marktsituation enthält für die Kirche eine doppelte Versuchung: die Versuchung, auf den Markt aufzuspringen wie früher auf die Nähe zur politischen Macht. Und sie enthält die Versuchung, den Freiheitsgewinn des Marktes in regulierten diskursiven oder gesellschaftlichen Zonen zurückzunehmen.

In der katholischen Kirche wird zur Zeit der Kampf darum geführt, wie man auf diese neue Marktsituation reagieren soll. Das bringt etwa die Piusbrüder wieder ins Spiel, die mit ihrer radikalen Alternativpositionierung zum *mainstream* von Kirche und Gesellschaft und ihrem ästhetischen und theoretischen Anti-Modernismus durchaus marktattraktiv agieren, wenn auch vor allem auf dem Medienmarkt und daher hoffnungslos überschätzt. Andererseits bilden sich völlig neue, nicht länger mitgliedschafts-, gemeinschafts- und gefolgschaftsorientierte religiöse und pastorale Aktionsformen innerhalb und außerhalb der etablierten Kirche.

Verschärfend kommt hinzu, dass gegenwärtig jenes pastorale Grundkonzept, mit dem man auf die beginnende Auflösung der kirchlichen Machtposition in den 60-er und 70-er Jahren reagiert hatte, das Konzept der „lebendigen Gemeinde“, ebenfalls scheitert. Der gemeindetheologische Diskurs reagiert auf die Säkularisierungserfahrung des sich auflösenden katholischen Milieus und ohne Zweifel besitzt die Gemeindetheologie echte Verdienste. Sie war ein Fortschritt in ihrer positiven Sicht der gläubigen Subjekte, in ihrer beginnenden Überwindung eines patriarchalen bis paternalistischen pastoralen Umgangsstils und in ihrer Option für eine basisnahe Sozialform von Kirche. In zentrales Problem war die Priorität der Vergemeinschaftungsorientierung und die Nachrangigkeit der Aufgabenorientierung.

Nichts zeigt dies übrigens besser als das zentrale Leitwort dieses Ansatzes, die „lebendige Gemeinde“. Sie benennt weder Ziel noch Zweck der Verlebendigungsbemühungen und selbst jene, die sie leisten sollen, werden nicht erwähnt.

Der Versuch, die katholische Kirche von einer amtszentrierten Heilsinstitution zur quasi-familiären gemeindlichen Lebensgemeinschaft umzuformatieren, ist an seinem Charakter als halbierte, ja selbstwidersprüchliche Modernisierung gescheitert. Der Kern dieser Selbstwidersprüchlichkeit gründet in seinem ambivalenten Verhältnis zur Freiheit. Zudem laufen alle ressourcenbedingten aktuellen pastoralplanerischen Initiativen darauf hinaus, das klassische „Normalbild“ einer um den Pfarrpriester gescharten, überschaubaren, lokal umschriebenen, kommunikativ verdichteten Glaubensgemeinschaft aufzulösen. Dieser Prozess, gegenwärtig vielfach beklagt, vollzieht, wenn auch aus ganz anderen und nicht unbedingt guten Gründen, kirchenzentral nach, was die meisten Katholiken und Katholikinnen schon vorher von sich aus getan haben: den Abschied von der Utopie der „Gemeinde“ als Gegenwelt unverstellt-personaler Kommunikation und realer Inklusion in einer Welt instrumenteller Kommunikation und vielfältiger Exklusion.

2. Aufgaben für die Zukunft

Pastoraltheologisch ergeben sich aus der neuen Situation der Kirche mindestens vier zentrale Herausforderungen: *Erstens*, wie die Kirche das Netz ihrer pastoralen Handlungsorte von einem religiösen Herrschaftsverband in eine markt- und angebotsorientierte Dienstleistungsorganisation umformatieren kann; wie sie *zweitens* auf dem religiösen Markt bestehen kann, ohne ihm zu verfallen; *drittens*, wie sie ihren eigenen Anhängern eine erneute Aufstiegsperspektive vermittelt, obwohl sie diese als Religionsgemeinschaft in Europa nie und nimmer mehr bekommen wird; und *viertens* und natürlich am wichtigsten, wie sie sich in all dem an der Botschaft Jesu von Gott orientieren kann.

Dabei wird es nicht so wichtig sein, was die Kirche von sich selber denkt, als vielmehr, welche Erfahrungen ihre eigenen Angehörigen und welche Erfahrungen andere mit ihr machen. Auf funktionierenden Märkten liegt die letzte Entscheidungsmacht bei den „Kunden“, nicht bei den Anbietern.

Meines Erachtens wird die Zukunft der katholischen Kirche – lässt man einmal den staatlichen Rettungsschirm außer Acht, unter dem sie zur Zeit

gerade in Österreich und Deutschland noch recht bequem existieren kann – nicht primär von der Verfügbarkeit diverser Ressourcen abhängen, auch nicht von ihrer konkreten Organisationsform vor Ort, sondern von den mit ihr gemachten Erfahrungen.

Diese aber hängen nicht zuletzt von der Gestaltung zentraler, für die katholische Kirche typischer Kontraste ab. Ihre herkömmliche, aus früheren Phasen der Kirchengeschichte stammende Formatierung wird zunehmend problematisch für die Plausibilisierung des Glaubens. Vier solcher Kontraste scheinen mir signifikant: jener von Priestern und Laien, der katholisch herkömmlich in Über- und Unterordnungskategorien formatiert ist, jener von Hauptamtlichen und „Ehrenamtlichen“, der gewöhnlich auf der Achse Kompetenz – Unterstützung praxiswirksam wird, der Kontrast von gelegentlichen Kirchennutzern (früher: „Fernstehende“; heute: „Kasualienfromme“) oder gar Ausgetretenen zu regelmäßigen Kirchgängern, der klassisch als Kontrast zwischen „wir“ und „jenen“, wenn nicht sogar „drinnen“ und „draußen“ gefasst wird, und der Kontrast von Männern und Frauen, der in der katholischen Kirche nach wie vor asymmetrisch angelegt ist.

Die Hauptverantwortung für die Gestaltung dieser Kontraste liegt dabei natürlich bei den jeweils Gestaltungsmächtigeren, also den Priestern, den Hauptamtlichen, bei jenen, die im institutionellen „Innen“ der Kirche sich engagieren, und bei den Männern. Es wird alles darauf ankommen, ob diese Differenzen kreativ werden im Sinne des pastoralen kirchlichen Auftrags oder nicht. Denn die ehemals schwächere Seite – also die Laien, die draußen, die Ehrenamtlichen, die Frauen – entziehen sich der früher unbefragten Definitionsmacht der anderen, früher stärkeren Seite. Behält man alte Muster bei, heißt das, sie entziehen sich ganz.

IV. Die Orden in der Krise der Kirche

Und in all dem die Orden? Sie waren einmal Avantgarde. Ich möchte einige Thesen zur Lage der Orden aufstellen und einige Anregungen formulieren, was aus ihnen folgen könnte. Die erste These ergibt sich direkt aus der skizzierten Lage der Kirche.

1. Mit der Auflösung der klassischen Sozialform der katholischen Kirche kippte das Gleichgewicht aus sozialen Anerkennungserfahrungen und persönlicher Verzichtsbereitschaft im Ordensleben. Aus einer anerkannten „religiösen Elite“ wird eine von vielen möglichen individuellen Lebensformen mit ebenso individuellem Legitimationsbedarf.

Es bedeutet keineswegs eine Abwertung der unbezweifelbaren individuellen religiösen Entscheidungsmotivation zum Ordensleben, wenn man feststellt, dass diese Entscheidung, ähnlich wie jene zum Priestertum, im geschlossenen Milieu des früheren Katholizismus auch eine Entscheidung zu einer anerkannten, zudem stets durch äußere Merkmale identifizierbaren religiösen Elite darstellte.

Gerade dass fast jede Ordensspiritualität dann diesem Elitebewusstsein mit einer ausdrücklichen Erinnerung an die christliche Demut gegensteuert, belegt den etwas kalten soziologischen Befund, dass die Entscheidung zu den evangelischen Räten eben eine ganz besondere und ganz besonders anerkennungswürdige christliche Entscheidung darstellte.

Oder noch etwas kälter und soziologischer formuliert: Hinter einem Ordenseintritt stand, unbeschadet aller individuellen und nie zu bezweifelnden persönlichen Frömmigkeit und Hingabebereitschaft, natürlich immer auch ein spezifischer Tausch: persönliche Verzichtsbereitschaft – auf Ehe und Familie, auf Karriere und Reichtum, auf Souveränität in der Lebensplanung – gegen soziale und religiöse Anerkennung und Zugehörigkeit zu einer religiösen (früher übrigens auch sozialen) Elite.

Zumindest mit dieser (automatischen) sozialen Anerkennung aber ist es vorbei und das selbst innerhalb des kirchlichen Sozialraums. Aus einer anerkennungsreichen religiösen Eliteentscheidung ist eine von vielen heute möglichen und stets eigenverantwortlich zu tragenden persönlichen Biographieentscheidungen geworden.

Wenn aber das alte Gleichgewicht aus sozialen Anerkennungserfahrungen und persönlicher Verzichtsbereitschaft gekippt ist, dann muss es darum gehen, für Mitglieder von Orden neue anerkennungsreiche und daher identitätsstiftende Orte zu schaffen. Das können aber nur Orte im Volk Gottes als Orte des Volkes Gottes sein.

Das aber berührt die Frage nach der kreativen Funktion der evangelischen Räte. Die Lebensform der evangelischen Räte präsentiert anderen Lebensformen einen Kontrast. Der kann kreativ werden, ist es aber nicht mehr automatisch. Kreativ wird er, wenn er sich als wirkliche Hilfe für andere Lebensformen nicht nur versteht, sondern erweist.

Die Anerkennung von Ordensexistenz durch das Volk Gottes wird davon abhängen, ob das Volk Gottes die Solidarität der Ordensmitglieder zu seinen eigenen Existenzproblemen spürt und wahrnimmt. Es kommt also nicht so sehr auf die Selbstinterpretation der eigenen Existenz an, sondern wie diese Existenz von anderen erlebt und interpretiert wird. Spätestens im Missbrauchsskandal dürfte das klar geworden sein.

Einen kreativen Kontrast für die evangelischen Räte herstellen zu können, könnte etwa bedeuten: Ehelosigkeit in Solidarität mit den völlig neuen Beziehungsmustern und Biographieanforderungen postmoderner Lebensläufe zu leben, könnte bedeuten, sich in ihr nicht so sehr als gültiges Muster von gestern einzurichten, sondern als eine Variante postmodernen individuellen Lebens. Eine Variante, die, wie alle anderen auch, ihre Härten und ihr Glück kennt, ihre Geschichte hat und ihre Auswirkungen auf die eigene Person.

Armut als kreativen Kontrast zu leben, das könnte heißen, solidarisch zu sein mit jenen, die in unserer reichen Gesellschaft ausgegrenzt und marginalisiert werden, es könnte heißen, nahe jenen zu sein, die von Abstiegsangst und Aufstiegswillen aufgefressen werden, weil ihnen das Leben zwischen ihren Fingern entgleitet. Nahe zu sein, kann hier auch heißen, kritisch-prophetisch zu sein, könnte heißen, Befreiung zu repräsentieren von Zwängen, die scheinbar unentkommbar sind, könnte heißen, solidarisch, prophetisch und kritisch zu sein mit jenen, denen ihre Existenz im Konsumismus banal und leer wird.

Gehorsam als kreativen Kontrast zu leben, könnte heißen, immer wieder die Frage an sich und andere zu stellen: Wem folge ich warum? Und: Sperre ich mich ein in das Gefängnis der eigenen Projekte? Lasse ich mich überraschen von den anderen, den „Zeichen der Zeit“, den Herausforderungen der Situation? Oder bin ich mir selbst der letzte Horizont meines Lebens?

Wichtig aber eben ist: Alle drei evangelischen Räte erlangen genau in dem Maße Anerkennung im Volk Gottes, als sie nicht als individueller religiöser Heroismus, gar heilsegoistischer Heroismus verstanden und erlebt werden, sondern vom übrigen Volk Gottes als kreativer Kontrast, als Herausforderung, als solidarische Hilfe für das eigene Leben erfahren werden.

Das erst verschafft Ihrer Lebensform jene Anerkennung, die sie verdient. Was dann übrigens umgekehrt auch bedeutet, dass sie selbst wirklich als reich, kreativ und lebenssatt erfahren werden kann. Ich habe oft den Eindruck, dass zwar viel über den Reichtum dieser Lebensform gesprochen wird, aber wenig dafür getan wird, dass dieser Reichtum auch wirklich von ihren Trägern und Trägerinnen erfahren, erlebt, ja genossen werden kann (vielleicht ist das bei BenediktinerInnen anders).

Die evangelischen Räte zusammen sind eine einzige Abwehr gegen die größte Gefahr von Religion: machtformig, gewaltformig, repressiv zu werden. Denn sie verpflichten auf Machtlosigkeit, auf den „unteren“, den solidarischen, den „kleinen“ Weg. Sie sind Solidaritätszeichen mit den Armen,

sie sind, meine ich, zuletzt diakonisch nur begründbar, diakonisch nur leibar. Allerdings nur, wenn Ehelosigkeit nicht zu kompensatorischen Machtspielen, wenn Armut nicht zur Strategie „Mir gehört nichts, aber ich habe alles zur Verfügung“, wenn Gehorsam nicht zum Spiel führt: Ich bin den Oberen gehorsam, also müssen meine Untergebenen umso folgsamer sein.

Nicht mehr als „religiöse Elite“ wird das Ordensleben Anerkennung erfahren, sondern als kreativer Kontrast zu anderen Lebensformen, wenn die prophetisch-kritische wie die solidarische Funktion des Ordenslebens von anderen Lebensformen erfahren und für sie spürbar wird. Dann sind Sie ein Schatz der Kirche, ein Differenzierungsgewinn, den zu verlieren ein großer Verlust wäre.

2. Mit dem Auslaufen der gemeindetheologischen Verfassung der Kirche und der Freisetzung von Marktlogik in der Nutzung kirchlicher Orte auch bei Katholiken und Katholikinnen kommen Orden als Betreiber spezifischer pastoraler Orte neu ins Spiel der Pastoral.

Auf dem Markt entscheidet nicht so sehr die Anbieterlogik, sondern die Kundenlogik. Wichtig ist: Sie kommen nicht so sehr als Orden neu ins Spiel, sondern als spezifische Betreiber spezifischer religiöser Orte. Der Unterschied, der den Unterschied macht, ist nicht zuerst die Lebensform, die Radikalität des christlichen Zeugnisses oder gar die Ordenstradition. Der Unterschied, der den Unterschied macht, ist die *Erwartung*, die man an einen spezifischen von einem Orden betriebenen, von einem Orden verantworteten Ort verbindet.

Das eröffnet für die Orden eine doppelte Chance. Zum einen: In religiös individualisierten Zeiten, in denen die kirchlichen Festungen in Ruinen liegen, wird die Kirche rein soziologisch gesehen hinausgezwungen ins freie Feld der konkurrierenden Geltungsansprüche, theologisch aber von ihren eigenen Grundlagen her in die gewagte Selbsthingabe einer risikoreichen Exposure-Struktur.

Rahners alte Formel vom „Tutorismus des Wagnisses“ wird also praktisch. Der Clou dieser Formel ist ja ihre Dialektik: Das Sicherere ist heute das Gewagtere. Es gibt Christentum nur als Wagnis: Das galt eigentlich schon immer. Aber die Gegenwart zwingt die Kirche dazu, diese alte geistliche Erkenntnis als Prinzip ihres eigenen Selbstentwurfs neu zu entdecken. Stehen aber für diese geistliche Erkenntnis nicht gerade die Orden?

Zweitens aber: Das *Auslaufen der gemeindetheologischen Verfassung der Kirche* wird die katholische Kirche – und sie tut es ja auch schon – verstärkt

und teils gegen ihr hierarchisches Selbstverständnis dazu zwingen, sich nicht so sehr von ihrer eigenen institutionellen Tradition, sondern von den Nutzungsmustern und damit den religiösen Bedürfnissen der Menschen her zu entwerfen. Denn kirchliche Vergemeinschaftung geschieht heute eben nicht mehr normativ, sondern situativ.

Erkennbarkeit, Erreichbarkeit und Zugänglichkeit sind dann aber die notwendigen Kategorien einer Kirche, die, wie sehr zu Recht gefordert wird, vor Ort ist, präsent bleibt, sich aussetzt und anbietet. Pastorale Kompetenzvermutung muss kommuniziert werden, erkenn- und erreichbar sein. Der Verzicht auf die Prinzipien Kontrolle und Dauer ist nicht einfach und erfordert viel. Er charakterisiert aber das Neue an den neuen Orten der Pastoral und markiert den Vorschein einer zukünftigen Sozialform von katholischer Kirche.

Wenn „Pastoral“ konziliar die kreative, handlungsbezogene Konfrontation von Evangelium und konkreter Existenz an einem konkreten Ort meint, inklusive übrigens des gesellschaftlich-politischen Wertbereichs, dann bedeutet die offene Situation der neuen pastoralen Orte, dass diese dann immer wieder in die ungesicherten Zonen möglichen Scheiterns gehen, und das heißt dann aber eben auch: in die ungesicherten Zonen des eigenen Glaubens.

Organisatorisch empfiehlt sich aber für solch eine Pastoral eine Netzwerkstruktur, die alle pastoralen Orte offen und flexibel aufgabenorientiert miteinander verbindet. Die zentralen Merkmale vernetzter sozialer Strukturen sind

- die grundsätzliche Gleichrangigkeit der Vernetzungsknoten,
- die aufgabenbezogene Vernetzungsflexibilität und
- die weitgehende Vernetzungsautonomie, also das weit reichende Recht der einzelnen Orte, die eigenen Vernetzungsstrukturen selbst zu knüpfen und zu lösen.

Eine so verstandene „Gesamtpastoral“ fordert im Übrigen eine neugierige reversible evangelisatorische Kommunikationskultur. Eine neue Kommunikationskultur müsste getragen sein von der Suche nach der Stärke der jeweils anderen pastoralen Orte als Ressource der eigenen pastoralen Existenz und hätte alle Rivalität von Sozialformen um theologische Bedeutung und finanzielle und personelle Ressourcenzuweisung zu überwinden.

Sind die Orden darauf vorbereitet, als Teil einer solchen offenen, flexiblen, wahrnehmungssensiblen kirchlichen Netzwerkstruktur zugängliche pastorale Orte zu gestalten und ihr Spezifikum auf Grund einer geistlichen Entscheidung, viel, wenn nicht alles zu wagen und pastoral umzusetzen?

3. Zumindest manche Ordensgemeinschaften stecken offenbar in der „Falle der Vergangenheit“: konzeptionell wie in ihrer institutionellen Selbstbestimmungskraft.

Es liegt in Krisenzeiten nahe, gerade für so alte Institutionen, wie die meisten Orden es sind, auf den Gründungsimpuls zurückzugreifen – schließlich hat der ja damals gezündet und natürlich gehört das zur Aufgabe jeder Erinnerungsgemeinschaft.

Diese Strategie hat aber auch unübersehbare Probleme und taugt nur bedingt für eine wirkliche Neuorientierung. Zum einen ist die Rekonstruktion dieses Ursprungsimpulses natürlich weit mehr ein Produkt der Gegenwart als eine wirkliche Wiedervergegenwärtigung dieses Impulses selber und droht also in einen Zirkelschluss abzugleiten: Man findet, was man zu finden hofft.

Zum anderen aber sind die Zeiten wirklich so neu, kulturell, kirchlich und überhaupt, dass eben wirklich gilt, dass die Vergangenheit für dieses Neue in vielem unbrauchbar, die Zukunft in ihrer Überraschungskapazität unabsehbar und die Gegenwart undurchschaubar ist. Wenn das wirklich gilt, dann wird Vergangenes nur sehr vermittelt Orientierungsfunktion für heute haben und uns die Anstrengung einer kreativen Vermittlung viel abverlangen.

Und drittens: In einer offenen Gesellschaft kommt es überhaupt nicht so sehr darauf an, wie man sich selber versteht, als darauf, wie man von anderen wahrgenommen wird. Genauer: Es kommt darauf an, wie das, wie man sich versteht, das, was man tut, und das, wie man wahrgenommen wird, zusammenspielen und welche Wirkung dieser Kontrast entfaltet.

Aber nicht nur konzeptionell, sondern auch institutionell ist ja unübersehbar, dass viele der überkommenen Ordensinstitutionen vom Ordenspersonal nicht mehr getragen werden können und die Gefahr besteht, dass die Institutionen die Personen erdrücken. Das ist aber eine Umkehrung der Verhältnisse: Denn eigentlich sollen Institutionen Personen tragen und ihnen helfen, ihre Ziele zu erreichen, nicht umgekehrt die Personen so in Beschlag nehmen, dass diese sich eigentlich gar nicht mehr sicher sind, ob die Ziele der Institution etwas mit den eigenen Zielen zu tun haben.

Anders gesagt: Das Gleichgewicht von Institutionssterben und Institutionsgenese ist zumindest hier und da in Orden gestört. Die Menschen sind dann nicht mehr Herren ihrer Institutionen, sondern die Institutionen Beherrscher der Menschen. Das deutet auf mangelnde Gestaltungskraft und

Handlungsphantasie der Beteiligten. Das aber war ja gerade immer eine der unbezweifelbaren Stärken der Orden gewesen: Gestaltungskraft und Handlungsphantasie, also Neues in neuen Gegenden zu wagen.

Viele Ordensgemeinschaften werden um einen Prozess der Wiedergründung nicht herumkommen. Das betrifft das Thema Institution und Person und das Thema Sterben, Tod und Auferstehung. Die Orden haben hier einen Vorteil: Sie können sich im Unterschied zu anderen kirchlichen Handlungsräumen nicht mehr über ihre Situation hinwegtäuschen. Ich will es in aller Klarheit sagen: Ich sehe vor vielen Orden die unabweisbare Aufgabe, einen wirklichen Neugründungsprozess als Befreiungsprozess zu beginnen.

Dazu ist es notwendig, falsche Sicherheitsbedürfnisse zu überwinden und Unsicherheit, ja Chaos zuzulassen, ohne die es Entwicklung, Fortschritt, Neuanfang nicht geben kann. Es ist doch eine alte christliche Wahrheit, dass es ohne Loslassen, ohne Wagnis, ohne Sterben keinen Neuanfang geben kann.

Zu diesem Neugründungsprozess ist Einsicht in die Unausweichlichkeit radikaler Veränderungen und Erneuerungen notwendig, dazu sind vor allem aber Mut, Kreativität und Phantasie notwendig, vor allem aber die Blickumkehr von einer vergangenheitsfixierten Defizit-Orientierung hin zu einer zukunftsorientierten Ressourcen-Orientierung.

Natürlich sind solche Umkehr-, Sterbens- und Wiedergründungsprozesse schwer, aber sie sind zum einen alternativlos, sie sind aber auch ein Zeichen dafür, ob Ordensgemeinschaften überhaupt noch die Subjekte ihrer eigenen Entwicklung sind oder Gefangene ihrer Geschichte.

4. Manche Orden stehen in der Gefahr, die kulturelle Gleichzeitigkeit zur Gegenwart zu verlieren. Sie leben ästhetisch, intellektuell und kulturell aus ihrer Tradition, aber sie schaffen es kaum noch, diese ihre eigene Vergangenheit in einen kreativen Kontrast zur Kultur der Gegenwart zu setzen. Sie sind in der Gefahr, Orte des Gestern im Heute zu sein, statt heutige Orte der Tradition.

Ich könnte verstehen, wenn Sie jetzt protestieren. Ich gestehe auch gerne zu, dass im Einzelfall die generelle Aussage immer ungerecht ist. Und sie gilt etwa auch für den sozial-caritativen Bereich ausdrücklich nicht. Sie gilt umgekehrt natürlich auch für viele andere kirchliche Orte und Räume, aber für die Orden wäre diese Beobachtung, sollte sie zutreffen, besonders schlimm. Denn Orden waren immer kulturelle und gesellschaftliche Avantgarde. Nur als Avantgarde haben sie innerkirchlich wirkliche Legitimität.

Die Geschichte der Ordensgründungen war immer auch die Geschichte der Annahme neuer kultureller, intellektueller und gesellschaftlicher Herausforderungen durch die Kirche. Die soziale Frage des 19. Jahrhunderts scheint die letzte dieser Herausforderungen gewesen zu sein, welche durch Orden aufgenommen wurde. Sicher, auch im 20. Jahrhundert gibt es Ansätze hierzu, etwa bei Madeleine *Delbr el* und ihrem Weg in die kommunistische Arbeitervorstadt oder dem Engagement der Franziskaner für die Theologie der Befreiung.

Die theologische Kategorie hierzu lautet, wie bekannt, die „Zeichen der Zeit“. Zeichen der Zeit sind nicht einfach nur Rahmenbedingungen kirchlichen Handelns. Sie sind jene Herausforderungen der Gegenwart, auf welche die Kirche noch keine Antwort hat, denen sie aber auch nicht ausweichen kann. Die Zeichen der Zeit erkennen bedeutet, die aktuelle Handlungskonstellation wahrzunehmen, in der die Kirche sich aufgrund ihres eigenen Existenzgrundes, des Evangeliums, befindet, es bedeutet Optionen zu treffen, die in der Gegenwart aus dem Evangelium gefordert sind.

Die Orden sind immer dahin gegangen, wo der Tross der Kirche zwar hin wollte, aber sich nicht so recht traute. Deswegen waren es immer charismatische Einzelne oder kleine Gruppen, die dieser Konfrontationsbewegung nicht ausgewichen sind und sie als Herausforderung für ihre christliche Existenz begriffen haben.

Mit welcher Herausforderung unserer Kultur, unserer Gesellschaft heute verbindet man Ihren Orden? Nicht: verbinden Sie in Ihrem Selbstverständnis Ihren Orden, sondern verbindet diese Gesellschaft mit Ihrem Orden?

V. Optionen

Meine Analysen würden bedeuten:

– Überzugehen vom Prophetismus der großen Gr undungserz ahlungen hin zum Prophetismus der situativen Alltäglichkeit, der kleinen, aber konkreten Erfahrungen heute.

– Überzugehen vom Bild der kaum mehr besetzten und haltbaren Festung zum Bild des Zeltes, des Pilgerweges, also zu einer Haltung der täglichen Suche nach dem nächsten Schritt, welchen die Zeichen der Zeit im Lichte des Evangeliums heute verlangen.

– Überzugehen von einer quantitativen Sicht auf die eigene Gemeinschaft zu einer qualitativen Sicht, in der es um die Qualität des Lebens aus dem Evangelium, um seinen Reichtum, seine Freude, seine humane Kraft geht.

– Überzugehen vom Überlegenheitsgestus und Heroismus des Ordenslebens hin zu einer Haltung des kreativen Kontrastes innerhalb des einen Volkes Gottes, weg also von einer Mentalität elitärer und geistlicher Aristokratie hin zu einer Mentalität der prophetischen Solidarität.

– Überzugehen von einem bloß geregelten, normierten Zusammenleben hin zu einer offenen und ehrlichen Gemeinschaft, in der Konflikte und Differenzen nicht unterdrückt oder formalisiert bearbeitet werden, sondern ein Klima wertschätzender und aufrichtiger Kommunikation herrscht.

– Sich selbstbewusst einzuordnen in ein gesamtkirchliches Netzwerk pastoraler Handlungsorte, aus der eigenen Tradition heraus, aber mit Blick auf deren Potenziale, Orte der kreativen Konfrontation von Evangelium und Existenz heute zu schaffen.

Nun, vielleicht stecken Sie ja schon längst in all diesen Übergängen und ich komme hier schlicht zu spät mit meinen Anliegen. Nichts würde mich mehr freuen.

Denn es würde bedeuten: Die Orden sind wieder die Avantgarde der Kirche der Gegenwart. Es wäre ein Segen.

Prof. Bucher hat auch am 5. September 2012 bei einer Tagung in Augsburg zum Thema „Ordensgemeinschaften innerhalb einer Kirche im Wandel“ über „Stabilität in einer ‚fluid church‘. Die Chancen der Orden in der Transformationskrise der katholischen Kirche“ gesprochen.



Foto: Zajc

Michael Fleischhacker

Geboren 1969; nach der Volksschule in St. Lambrecht im Gymnasium und Internat des Stiftsgymnasiums Admont; nach der Matura ab 1988 Theologiestudium an der Grazer Universität und Studium der Germanistik und klassischen Philologie; Mitarbeiter der Kleinen Zeitung ab 1990 im Ressort Außenpolitik, ab 1994 in der Chefredaktion; Chef vom Dienst und stellvertretender Chefredakteur, ab Mitte 1998 auch Verlagsleiter mit dem Aufgabenbereich Strategieentwicklung und Neue Medien; ab 1. Februar 2000 Chef vom Dienst beim „Standard“; mit 1. Jänner 2002 Wechsel zur Tageszeitung „Die Presse“ als stellvertretender Chefredakteur, von 2005–2012 Chefredakteur der „Presse“.

Mehr gemein als nützig?

Gesellschafts- und medienpolitische Anmerkungen zum gemeinnützigen Engagement der Ordensgemeinschaften im Gesundheits- und Pflegewesen

Vortrag am 19. November 2012 bei der Vollversammlung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensspitäler, Alten- und Pflegeheime im Rahmen der Herbsttagung der Österreichischen Ordensgemeinschaften

Zuweilen geschieht es, dass einem der Titel, den man selbst im Vorhinein für einen noch zu verfassenden Text oder einen noch zu haltenden Vortrag wählt, im Nachhinein, das heißt dann, wenn man sich intensiv mit dem gewählten Thema beschäftigt, ziemlich seltsam vorkommt. Mir zum Beispiel geht es gerade so. Als ich die Einladung annahm, Ihnen einige gesellschaftspolitische Anmerkungen zum gemeinnützigen Engagement der Ordensgemeinschaften im Gesundheits- und Pflegewesen vorzutragen, erschien mir der Titel „Mehr gemein als nützig“ ziemlich originell. Heute betrachte ich ihn, offen gestanden, als eine Art journalistisches Phantomscherzphänomen: Es tut immer noch weh, wenn der Originalitätsdruck steigt. Um der Wahrheit die Ehre zu geben und das Selbstgeißelungsritual nicht einem vorzeitigen Höhepunkt zuzuführen, muss ich aber sagen, dass mir die Grundidee, die hinter diesem Titel steht, noch immer plausibel erscheint: dass nämlich unsere handelsübliche Wahrneh-

mung des Gemeinnützigkeitsprinzips nicht nur, aber auch im Gesundheits- und Pflegewesen ziemlich verzerrt ist.

Das hat nicht nur, aber auch damit zu tun, dass die gängige Definition des Gemeinnützigkeitsbegriffs als eine Angelegenheit des Steuer- und Gesellschaftsrechts gilt. So lesen wir es in „Gablers Wirtschaftslexikon“: *Aufgaben, durch deren Erfüllung ausschließlich und unmittelbar die Allgemeinheit gefördert wird. Eine Förderung der Allgemeinheit ist dann anzunehmen, wenn die Tätigkeit darauf gerichtet ist, die Allgemeinheit auf materiellem, geistigem oder sittlichem Gebiet selbstlos zu fördern, v. a. zählt hierzu die Förderung von Wissenschaft und Forschung, Bildung und Erziehung, Kunst und Kultur, Religion, Völkerverständigung, Entwicklungshilfe, Umwelt-, Landschafts- und Denkmalschutz, des Heimatgedankens, der Jugend- und Altenhilfe, des öffentlichen Gesundheitswesens, des Wohlfahrtswesens und des Sports. Die Förderung gemeinnütziger Zwecke unterliegt steuerlichen Vergünstigungen (Spenden, gemeinnützige Unternehmen), d. h. als gemeinnützig anerkannte Organisationen werden ganz oder teilweise von Steuern befreit.*

Gemeinnützigkeit – ein ambivalenter Begriff

Die angedeutete Verzerrung unseres gängigen Gemeinnützigkeitsbegriffs wird deutlich, wenn wir der Grundlage für die steuerrechtliche Privilegierung der Gemeinnützigkeit nachspüren und dabei naturgemäß auf den Begriff des Gemeinwohls stoßen. Die Wikipedia-Variante ist in diesem Fall nicht übel, um die ganze Ambivalenz des Begriffs zu erfassen. Lassen Sie mich aber aus Manfred G. *Schmidts* tatsächlich noch auf Papier gedrucktem Wörterbuch zur Politik zitieren.

Gemeinwohl:

1. *allgemein das Wohl aller oder das öffentliche Interesse, im Gegensatz zum privaten Wohl oder Interesse.*

2. *Unterschiedlich definierter Begriff der politischen Philosophie zur Bezeichnung des allgemeinen Wohls, des Gesamtinteresses, der allgemeinen Ziele und Werte politischer Gemeinwesen, im Gegensatz zum Wohl besonderer Gruppen, einzelner Personen oder sonstiger Partikularinteressen. Umstritten sind die genaue Definition und die Operationalisierung des Begriffs Gemeinwohl, ferner die politischen, ökonomischen und sozialen Voraussetzungen seiner Verwirklichung sowie das Ausmaß, in dem das Gemeinwohl in einer Gesellschaft verwirklicht werden kann, die aus Individuen besteht, deren Tun und Lassen vorrangig am Eigennutz orientiert ist. In der Debatte prallen zwei Auffassungen von Gemeinwohl aufeinander:*

a. Die Vorstellung eines vorgegebenen und objektiv feststellbaren Gesamtinteresses, das es durch eine angemessene Institutionenordnung und einen angemessenen Willensbildungsprozess zu realisieren gelte, so z. B. Jean-Jacques Rousseaus Gemeinwille (*volonté generale*). Hier spricht man von a-priori-Gemeinwohl. Dann gibt es

b. Die vor allem in der Pluralismustheorie vertretene Auffassung, der zufolge das Gemeinwohl allenfalls näherungsweise und im Nachhinein auf der Basis empirischer, grundsätzlich veränderbarer Ergebnisse des politischen Prozesses zu ermitteln sei, sofern freies Spiel freier Kräfte und Kampfparität der beteiligten Interessen gegeben sind (a-posteriori-Gemeinwohl).

Ernst Fraenkel, einer der Väter der modernen Politikwissenschaft, hat ziemlich überzeugend gezeigt, dass die Beanspruchung der Definitionsmacht eines a-priori-Gemeinwohls totalitäre Züge zeigt. Fraenkel, der vor den Nationalsozialisten über London in die USA geflohen war und in den 60-er Jahren gegen den demokratiefeindlichen Dogmatismus linker Studentenrevolutionäre auftrat, hatte dabei wohl eher die Gemeinwohlvorstellungen Hitlers und Lenins im Blick als die des heutigen Sozialstaats. Aber man darf sich der Tatsache nicht verschließen, dass wir heute in Österreich eine politische Institutionenarchitektur vorfinden, die in zwei entscheidenden Aspekten totalitäre Züge ausweist:

Erstens lässt sie, und an diesem Punkt berühren wir erstmals konkret unser Thema, wenig Raum für das, was man zivilgesellschaftliches Engagement nennt, weil staatliche und parastaatliche Institutionen wie die mit dem verfassungsmäßigen Recht auf Pflichtmitgliedschaft ausgestatteten Kammern Anspruch darauf erheben, vom Kindergarten bis zu den Umweltstandards alles zu bestimmen.

Zweitens erhebt der auf diese Weise in alle Lebensbereiche vorgedrungene Staat den Anspruch einer a-priori-Gemeinwohldefinition, die jeder Autokratie Ehre machen würde: Dem Gemeinwohl dient, was der Staat tut. Die Medien in diesem Land haben sich dieser tendenziell totalitären Sichtweise angeschlossen, wenn auch aus sehr unterschiedlichen Motiven. Manche aus Überzeugung, der auflagenstarke Boulevard, weil ihn die Mächtigen dafür bezahlen, und der Rest, weil die Journalisten, die dort arbeiten, seit frühen Kindertagen nie etwas anderes gehört haben.

Orden als Akteure einer Parallelgesellschaft

Genau hierauf bezog und bezieht sich die etwas ungeschlachte Provokation meines Titels: Die aus dem, wenn auch sanft und wohlmeinend da-

herkommenden, so doch tendenziell totalitären Gesellschaftsverständnis aller staatlichen und parastaatlichen Institutionen, die an der Gestaltung des österreichischen Gesundheitssystems beteiligt sind, resultierende Gemeinnützigkeitsvorstellung erscheint mir eher gemein, als nützig. Dass nämlich dieser Staat, von den steuerrechtlichen Implikationen abgesehen, die Auffassung vertritt, dass dem Gemeinwohl am ehesten das dient, was nichtstaatliche Institutionen nach staatlichen Vorgaben möglichst genau so tun, wie es auch die staatlichen und parastaatlichen Institutionen tun, macht einen Teil der Schwierigkeiten aus, mit denen die Spitäler und Pflegeeinrichtungen der Ordensgemeinschaften in der Praxis immer wieder zu tun haben.

Damit nimmt der Staat jene Chance nicht wahr, die ihm die Ordensgemeinschaften eröffnen, indem sie sich als zivilgesellschaftliche Akteure verstehen. Ja ich würde sogar so weit gehen, zu sagen: indem sie als Akteure einer Parallelgesellschaft in Erscheinung treten.

Dieses mein Plädoyer an die Ordensgemeinschaften, sowohl ihr kontemplatives Dasein als auch ihr Engagement im Spitals- und Pflegewesen als selbstbewussten Ausdrucks eines Lebens in der Parallelgesellschaft ins Spiel zu bringen und damit dem aus der Integrationsdebatte bekannten Problembegriff eine neue, positive Wendung zu geben, wird am Ende meines Impulses die Hauptrolle spielen. Lassen Sie mich davor, gewissermaßen als zweites Trainingsspiel nach dem Kampf mit den Gemeinnützigkeits- und Gemeinwohldefinitionen, einen Blick auf unser gegenwärtiges Politikverständnis werfen.

Politiker wissen nicht, was sie tun – und tun nicht, was sie wissen

Dass die Klage über Dysfunktionalitäten im Gesundheitssystem kein sehr rezentes Phänomen ist, findet im öffentlichen Diskurs in der Regel zwei Erklärungen: Erstens befinde sich die Politik in einer Ohnmachtsfalle, weil sie sich im Laufe vor allem der vergangenen 20 Jahre dem Diktat der Ökonomie unterworfen habe. Zweitens herrsche angesichts vieler Phänomene, für die es keine Präzedenzen gibt, ein hohes Maß an Ratlosigkeit: Sie wissen nicht, was sie tun. Ist das wirklich so? Die Antwort lautet ja mit Blick auf die gelegentlich durchaus verzweifelt wirkenden Versuche, der Staatsschuldenkrise Herr zu werden, die im öffentlichen Sprachgebrauch als „Eurokrise“ Karriere gemacht hat. Das hat eben mit dem Fehlen von Präzedenzen zu tun. Die Staats- und Regierungschefs der EU wissen nicht und können nicht wissen, wie man mit einer Währungsunion verfährt, deren Konstruktionsfehler nach einem Jahrzehnt zutage treten.

Aber selbst auf diesem Feld gilt, was noch in viel stärkerem Maß für so viele Bereiche der nationalen Politiken – das schlagendste Beispiel dafür ist die Endlosdebatte über die österreichische Verwaltungsreform – und nicht zuletzt eben auch für die österreichische Gesundheitspolitik gilt: Das Hauptproblem ist nicht, dass sie nicht wissen, was sie tun. Das Hauptproblem ist, dass sie nicht tun, was sie wissen.

Um die Rolle der Politik in unserer heutigen Gesellschaft, deren Hauptverantwortung für die Gestaltung zumindest der Rahmenbedingungen des Spitals- und Pflegewesens kaum jemand in Abrede stellen wird, besser ausleuchten zu können, scheint es angebracht, drei Fragen, zu beantworten.

Die erste lautet: Ist es eine tatsächliche oder ist es eine scheinbare Ohnmacht, die gegenwärtig die Politik kennzeichnet?

Die zweite Frage: Was meinen wir überhaupt, wenn wir von Politik reden?

Und die dritte: Was lernen wir je nach Beantwortung der beiden ersten Fragen daraus?

Lassen Sie mich mit der Beantwortung der zweiten Frage beginnen, nämlich wovon wir reden, wenn wir von „Politik“ reden. Es wäre würdig und recht, Ihnen an dieser Stelle ausgedehnte Passagen aus Max Webers im Jahr 1920 gehaltenen, aber noch immer brandaktuellen Vortrag „Politik als Beruf“ samt Interpretationsvarianten vorzutragen. Den berühmten Satz vom geduldigen Bohren harter Bretter zum Beispiel oder seine ebenfalls noch immer gültige Beschreibung des sehr ambivalenten Verhältnisses zwischen Politik und Journalismus. Aber das können Sie in der Reclam-Bibliothek nachlesen, wenn Sie es nicht ohnehin schon kennen. Wenn Sie es nicht kennen, tun Sie es bitte. Es zahlt sich aus.

Statt als Soziologe, der ich nicht bin, zu dilettieren, möchte ich also bei meinem Beruf bleiben und Ihnen eine Geschichte erzählen: Gabriele Fischer, die Chefredakteurin des Wirtschaftsmagazins „Brand eins“, erhielt eines Tages einen Anruf von Steffen Seibert, dem Sprecher der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel. Herr Seibert erklärte Frau Fischer, man würde es für angebracht halten, „Brand eins“ eines der seltenen Interviews mit der Bundeskanzlerin zu gewähren. Offensichtlich dankbares Schluchzen erwartend, fragte Herr Seibert, der ehemalige ZDF-Moderator, was Frau Fischer denn davon halte. Nun, sagte Frau Fischer, sie könne noch nicht sagen, ob sie das Interview wolle oder nicht, aber sie würde sich melden. Nachdem drei Wochen vergangen waren, ohne dass Frau Fischer sich im Bundeskanzleramt gemeldet hatte, war es wieder an Herrn Seibert, bei „Brand eins“ anzurufen. „Frau Fischer“, sagte er, „wir wären noch immer an

dem Interview der Kanzlerin in Brand eins interessiert, wie sieht es denn nun aus?“ Nun ja, antwortete Frau Fischer, sie habe sich das gründlich überlegt und lehne dankend ab. Man kann sich vorstellen, dass der Regierungssprecher von dieser Antwort eher überrascht war, und er fragte: „Heißt das, dass Sie, Frau Fischer, und Brand eins sich nicht mehr für Politik interessieren?“ „Doch, doch“, antwortete die Chefredakteurin, „wir interessieren uns sehr für Politik, aber wir interessieren uns überhaupt nicht mehr für Politik-Politik.“

Zuviel Selbstbeschäftigung, zuwenig Konzentration auf eigentliche Politik

„Politik-Politik“ versus „Politik“, das *l'art pour l'art* einer Funktionärs-Parallelgesellschaft vor dem Hintergrund einer Situation, in der die Organisation des gesellschaftlichen Zusammenlebens, das Politik eigentlich sein sollte, immer schwieriger wird: Das scheint mir eines der Kernthemen unserer Zeit zu sein. Wir diskutieren ausufernd darüber, ob nicht schrecklicherweise die Politik ihren angestammten Primat über die Wirtschaft verloren habe. Darauf kann man zynisch antworten, indem man feststellt, dass doch in der Politik nach wie vor ausreichend viele Primaten ihr Unwesen treiben. Oder man antwortet ernsthaft und stellt fest, dass die Politik – und das heißt, die politische Klasse – nicht den Primat über die Wirtschaft eingebüßt hat, sondern den Primat über die Politik. Die Verdoppelungsform von „Politik-Politik“, die Frau Fischer geprägt hat, deutet zugleich auf ein Zuviel und ein Zuwenig von Politik hin: Zu viel Selbstbeschäftigung, zu wenig Konzentration auf das, was Politik eigentlich leisten soll.

Vor diesem Hintergrund erscheint auch die ewige Klage über die Politikverdrossenheit vor allem der jüngeren Generationen in einem anderen Licht: Erstens müsste man sich eher um den Geisteszustand derjenigen Sorgen machen, die von dieser Art der Politik, nämlich der Politik-Politik, *nicht* verdrossen sind. Und zweitens zeigt sich bei näherem Hinsehen, dass die am stärksten Politikverdrossenen die Politiker selbst sind. Sonst hätten sie sich ja nicht auf ihre einsame Insel der Politik-Politik zurückgezogen.

Das führt zur zweiten oder auch ersten Frage: Ist es eine tatsächliche oder ist eine scheinbare Ohnmacht, die gegenwärtig die Politik kennzeichnet? Die Antwort ist, wie so oft, ein beherztes „sowohl als auch“.

Dass sich Politiker immer weniger mit Politik und immer mehr mit Politik-Politik beschäftigen, ist eine unmittelbare Folge davon, dass ihnen die Kompetenz zur Beantwortung relevanter Fragen in Bezug auf die

Gestaltung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abgesprochen wird. Immer weniger Menschen, und hier wieder vor allem immer weniger junge Menschen trauen der politischen Klasse zu, die Probleme, die diese jungen Menschen, aber nicht nur die Jungen, für relevant halten, zu beantworten. Hierin liegt die Ohnmacht der Politik.

Zu viel Macht und Geld für zu wenig Ideen

Weil aber der politische Alltag – nicht zuletzt dank der unreflektierten Nacherzählung dieses Narrativs durch die Medien – nach den Regeln der Politik-Politik funktioniert, müssen wir zugleich festhalten, dass die Ohnmacht der Politik eine scheinbare ist. Wenn wir Macht als Gestaltungsfreiheit verstehen wollen und Geld als das wichtigste Mittel zur Ausübung dieser Macht, dann verfügt die politische Klasse in diesem Land nach wie vor über zu viel Macht: Österreichs Politiker haben auf die eine oder andere Weise nach wie vor Zugriff auf 50 Prozent dessen, was in diesem Land von Unternehmerinnen und Unternehmern, von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern, erarbeitet und erwirtschaftet wird. Das ist einfach viel zu viel Macht und zu viel Geld für viel zu wenig Ideen.

Besonders problematisch ist dabei die Situation in den Bundesländern, also der real existierende Föderalismus in Österreich. Am ehesten kann man zu dessen Beschreibung den Begriff einer verfassungsmäßigen Operettenliga in Anschlag bringen: Große Ausstattung, durchaus begabte Stimmen, aber keine Relevanz. Die Landespolitiker verfügen zwar per Gesetz über ein Drittel aller in Österreich generierten Steuereinnahmen, müssen dafür aber nicht bei Wahlen den Kopf hinhalten. Das verdirbt die Sitten und es ist eine gesetzlich unterstützte Beihilfe zur Flucht in die Politik-Politik. Ihnen, die Sie sich im österreichischen Gesundheitswesen engagieren, muss ich nicht sagen, dass gerade dort sich die beiden Dysfunktionalitäten der österreichischen Institutionenarchitektur in ihren negativen Auswirkungen wechselseitig verstärken: Der milde Totalitarismus der Sozialpartnerschaft und die Operettenpracht des Föderalismus sind der Humus, auf dem die seltenen Gewächse des gesundheitspolitischen Strukturdschungels gedeihen, in dem sich die immer wiederkehrenden Strukturreformer fast naturgemäß verirren.

Wenn es also so ist, und das ist meine bisher vorgetragene These, dass wir es mit zwei Arten von Politik zu tun haben, von denen die eine, nämlich die Politik, sich in einer eher ohnmächtigen Phase befindet, während die zweite, die Politik-Politik, über zu viel Macht zur Absicherung ihres

Insiderkartells verfügt, was bedeutet das für die Beantwortung der dritten Frage, die da lautet: Was lernen wir aus der gegenwärtigen Situation?

Ich weiß nicht, wer von ihnen schon einmal die patriotisch-sadomasochistische Energie aufgebracht hat, sich die ORF-Serie „Braunschlag“ anzuschauen. Da gibt es regelmäßig die Szene, in welcher der leicht vertrottelte Bürgermeister Robert *Palfrader* und der nicht minder vertrottelte Wirt Nicholas *Ofczarek* im Zustand der Volltrunkenheit eine resümierende Lalldebatte über das soeben Geschehene führen. „Und? Was lernen wir daraus?“, fragt Ofczarek. „Niiiiix“, antwortet Palfrader. Ungefähr so hat man sich heutzutage den Bildungsauftrag des ORF vorzustellen, aber das ist eine andere Geschichte, wiewohl sie mit der relevanten Unterscheidung zwischen Politik und Politik-Politik nicht wenig zu tun hat.

Was lernen wir also aus der Situation, in der wir uns befinden und die eine immer größere Zahl von Bürgern nicht nur dieses Landes, sondern des ganzen Kontinents für unbefriedigend und auch den zeitgenössischen Umweltverhältnissen unangemessen hält? Und vor allem: Was sollen wir tun?

Wenn die Analyse, die ich im ersten Teil meines Impulses versucht habe, einigermaßen zutrifft, dann müssen wir unsere Politiker von der Insel der Seligen, die da Politik-Politik heißt, vertreiben und sie dazu zwingen, sich wieder mit Politik zu beschäftigen, das heißt mit der Gestaltung der Rahmenbedingungen für unser gesellschaftliches Zusammenleben. Und wir müssen ihnen klar machen, dass wir sie temporär mit der Macht der Gestaltungsmöglichkeit ausstatten, damit sie *Rahmenbedingungen* schaffen, in denen wir uns als freie und selbstverantwortliche Akteure bewegen, die darüber mitentscheiden wollen und können, wie viele Ressourcen dem Staat und der Politik für welche Aufgaben zur Verfügung stehen.

Eine der schädlichsten Unarten, die sich im Paralleluniversum der Politik-Politik entwickelt hat, ist nämlich der wohlmeinende Paternalismus: Die Vorstellung der Politiker, es sei ihre Aufgabe, die Bürger, die sie nicht als ihre Auftraggeber, sondern als ihre Untergebenen betrachten, zu versorgen, so als ob sie unmündig wären und nicht selbst wüssten, was für sie am besten ist. Man behindert und besteuert Unternehmer und Unternehmen, um ihnen hinterher huldvoll Förderungen zukommen zu lassen, man besteuert Arbeitnehmer viel zu hoch, um ihnen hinterher die Gnade von dreiunddreißig Karenzgeldvarianten angedeihen zu lassen, so als ob eine Frau und ein Mann nicht in der Lage wären, mithilfe der Grundrechnungsarten und des Geldes, das sie hätten, wenn es nicht der Staat einbehielte, festzustellen, wie sie ihre Kinderbetreuungszeiten am besten organisieren. Der Höhepunkt des paternalistischen Spektakels ist die vollkommen ab-

surde Tatsache des 13. und 14. Monatsgehaltes. Nach wie vor glaubt also der österreichische Staat, dass seine Bürger nicht dazu in der Lage sind, ein Jahreseinkommen selbstständig zu verwalten. Würde nicht Vater Staat dafür sorgen, dass die Familie Wurzelbrunst im Juni/Juli und im Dezember ein Extragehalt bekommt, würden die Fremdenverkehrsindustrie und das Weihnachtsgeschäft im Handel kollabieren, weil der Durchschnittsösterreicher selbstverständlich zu dumm ist, sich sein Geld einzuteilen.

Für mehr Selbstbestimmung und weniger Paternalismus

Was wir brauchen, ist eine radikale Neubestimmung dessen, was wir Politik nennen wollen. Unmittelbar damit verbunden ist eine ebenso radikale Rückkehr der Entscheidungsmacht zum Bürger: Wir brauchen mehr Selbstbestimmung und weniger Paternalismus. Was in den Kommunen entschieden werden kann, soll dort entschieden werden, was übergreifend entschieden werden muss, soll übergreifend entschieden werden, und zwar genau ein Mal und nicht neun Mal.

Da draußen ist etwas im Gange. Immer mehr Menschen wollen etwas Neues und dieses Neue ist ganz eng mit den neuen Möglichkeiten von Kommunikation und Transparenz verknüpft, die das Netz und die neuen Kommunikationstechnologie aufgemacht haben. Natürlich entstehen dadurch auch neue Probleme. Ironischerweise leisten die neuen Kommunikationstechnologien einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Vereinigung und die von vielen so sehr ersehnte neue Transparenz zeigt immer deutlicher ihre Kehrseite, die man gut und gern Transparenzterror nennen kann.

Am Grundbefund ändert das wenig: Da draußen warten selbstbewusste, selbstständige Menschen darauf, dass die Politik-Politik ihren Macht- und Ressourcenüberfluss abgibt. Dann werden sie bereit sein, für nachvollziehbare Aufgaben der Politik die angemessenen Ressourcen zur Verfügung zu stellen. Allgemein formuliert ließe sich sagen: Bei aller Bequemlichkeit des sanften Totalitarismus österreichisch-sozialstaatlicher Prägung, an den sich viele, zu viele Bürger bereitwillig gewöhnt haben, wächst das Bedürfnis nach zivilgesellschaftlichem Engagement. Dieses Engagement ist gekennzeichnet durch ein Gemeinwohl- und Gemeinnützigkeitsverständnis, in dem die Überwindung der persönlichen und partikulären Eigennutzorientierung nicht automatisch zur Verstaatlichung führt.

Sie kennen die Studien, die belegen, dass die Ordensspitäler sowohl auf vergleichbarem medizinischem Qualitätsniveau effizienter arbeiten, als auch

durch ihr ganzheitliches Betreuungskonzept so etwas wie ganzheitlichere Heilungserfolge erzielen. Vermutlich kann jeder hier im Saal und darüber hinaus jemanden nominieren, der aus erster Hand seine unterschiedlichen einschlägigen Erfahrungen in staatlich finanzierten und in privat-gemeinnützigen Spitalseinrichtungen schildern kann. Und jeder Politiker und Journalist, der bereit und in der Lage ist, sich mit der Situation der Spitalfinanzierung auseinanderzusetzen, wird rasch zustimmen, dass die Ungleichbehandlung von öffentlichen und privat-eigennützigen Spitalserhalten vor allem aufgrund der vorhin bereits erwähnten Dysfunktionalitätsexzesse in den Bundesländern ein unhaltbarer Zustand ist. Man muss es an dieser Stelle noch einmal sagen: Man würde ihnen vergeben, wenn sie nicht wüssten, was sie tun. Aber dass sie nicht tun, was sie wissen, ist unverzeihlich.

Was man am besten tut, um Druck auf die Politik auszuüben, damit der unhaltbare Zustand der Ungleichbehandlung der Ordensspitäler verändert wird, kann ich Ihnen nicht sagen. Ich bin kein PR-Fachmann, und schon gar nicht bin ich PR-Berater. Wäre ich das, wäre es mir vermutlich besser gelungen, die Eigentümer der „Presse“ von meinem Zukunftskonzept für das Unternehmen zu überzeugen, und hätte also heute nicht so leicht Zeit, hier mit Ihnen zu diskutieren. Ich kann Ihnen auch nicht verraten, was Sie an der Pressearbeit der Ordensspitäler ändern könnten, damit Ihre Anliegen in den Medien massiver transportiert und so die Politiker zu einer Verhaltensänderung gezwungen werden. Das hat damit zu tun, dass ich vom österreichischen Journalismus ähnlich wenig halte wie von der österreichischen Politik. Sie sind ja so etwas wie siamesische Zwillinge, die bei der Geburt zusammengewachsen sind. Wenn man von österreichischen Medien fair behandelt wird, hat das eher mit Glück und Zufall zu tun als mit guter Öffentlichkeitsarbeit.

Ordenskirche sichtbar machen

Das ändert freilich nichts daran, dass man für das Gespräch verantwortlich ist, das über einen in der Welt existiert, als Individuum genau so wie als Organisation oder Institution. Die erste Vernachlässigung dieser Verantwortung besteht in der Regel darin, dass Einzelne und Institutionen glauben, es sei nur dann ein Gespräch über sie in der Welt, wenn sie aktiv daran teilnehmen. Wird dieses Missverständnis aufgeklärt, so benennt man in der Regel Pressesprecher, Medienverantwortliche oder PR-Agenten, die dafür sorgen, die sich überall dort am Gespräch über einen beteiligen, wo

man selbst nicht präsent sein kann. Die erzählen dann die Geschichte, von der man möchte, dass sie über einen erzählt wird.

Im Fall der Ordensspitäler geht die so: Die Ordensspitäler als privat-gemeinnützige Spitalerhalter sind mit 20 Prozent Anteil an der Versorgung ein unverzichtbarer Bestandteil des Spitalswesens, sie erbringen auf zumindest vergleichbarem medizinischem Niveau ihre Leistungen effizienter und betreuen die Patienten ganzheitlicher. Umso ungerechter ist es, dass sie auf der Finanzierungsseite deutlich schlechter behandelt werden als die öffentlichen Spitäler. Ich bin davon überzeugt, dass diese Geschichte stimmt, ich glaube, dass sie so klar und einfach ist, dass sie sogar von einer Mehrheit der österreichischen Journalisten verstanden werden kann, und ich kann Ihnen nicht sagen, warum das Thema dann nicht viel präsenter ist in den endlosen Gesundheitsdebatten.

Ich kann Ihnen nur sagen, welche Geschichte mich in der Vorbereitung auf diesen Vormittag am meisten zu interessieren begonnen hat: der Begriff der „Ordenskirche“. Der Generalsekretär der Superiorenkonferenz hat ihn vor wenigen Tagen verwendet und gemeint, die Orden wollten nicht mehr immer nur mitgemeint sein, wenn über die Kirche gesprochen werde. Es gebe da diese andere Seite von Kirche, in der Obere demokratisch gewählt werden und andere eigenwillige Dinge passieren und die wolle man wieder deutlicher sichtbar machen.

Ich habe bei „Ordenskirche“ sofort an „Parallelkirche“ und „Parallelgesellschaft“ denken müssen, weil mir immer deutlicher scheint, dass dieser Begriff von der Politik besonders missbräuchlich verwendet wird. In einem Land, über dem seit Jahrzehnten der sozialpartnerschaftlich-großkoalitionäre Mehltau liegt und in dem der sanfte Totalitarismus zur gewohnten Lebensform geworden ist, wird das, was in jeder offeneren Gesellschaft selbstverständlich als Zivilgesellschaft wahrgenommen wird, zur Parallelgesellschaft.

Und in einem Land, in dem der politische Katholizismus zu diesem Zustand einen nicht geringen Beitrag geleistet hat, muss man es auch als Nicht-Hegelianer fast für eine List des Weltgeistes halten, dass die Ordensgemeinschaften diese Rolle für sich entdecken, wenn auch zunächst nur im Bezug auf die Kirche. Ich würde sie gerne ermutigen, damit weiter zu gehen und eben auch im Gespräch über das, was die Ordensspitäler in dieser und für diese Gesellschaft leisten, weniger die Ähnlichkeit als stärker die Differenz zu betonen. Jetzt lautet, wenn ich es recht verstehe, Ihr Argument: Obwohl wir so ähnlich sind wie die öffentlichen Spitäler, bekommen wir weniger Geld. Es müsste eigentlich umgekehrt sein: Gerade weil Sie so

anders sind, müssten Sie mindestens so viel Geld bekommen wie die öffentlichen Anbieter.

Ich weiß wirklich nicht, ob man aus einer solchen Überlegung eine PR-Strategie bauen kann oder auch nur soll. Ich weiß nur, dass ich als Bürger, als Christ und als berufsmäßiger Beobachter unserer gesellschaftlichen Entwicklungen sehr viel Sympathie habe für den Gedanken, dass sich innerhalb der Kirche eine von den Ordensgemeinschaften getragene Parallelkirche entwickelt, die gleichzeitig die Aufgabe übernimmt, dieses Land aus seinem Dauerwinterschlaf zu wecken, in den es von den wohlmeinenden Sozialingenieuren aller Couleurs versetzt worden ist. Ich danke Ihnen schon jetzt dafür – und auch für Ihre Aufmerksamkeit.



Foto Katrin Bruder

Prof. Dr. Joachim Schmiedl

Geboren 1958 in Nürnberg; 1977 Eintritt in das Säkularinstitut der Schönstatt-Patres; 1980–1987 Studium der Katholischen Theologie in Münster/VW; 1988 Priesterweihe und Promotion; 1990–1998 Jugendseelsorger in den Diözesen Rottenburg-Stuttgart, Eichstätt, Aachen, Essen und Paderborn; 1998 Lehrbeauftragter für Kirchengeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar (PTHV); 1998 Habilitation an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster und Ernennung zum Privatdozenten; 1998–2001 Generalsekretär der Schönstatt-Patres in Vallendar; seit 2000 Geistlicher Assistent des Schönstatt-Instituts Marienbrüder; seit 2001 Ordentlicher Professor für Kirchengeschichte an der PTHV; seit 2001 Leitung des Arbeitskreises Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert; 2002–2009 Studiendekan; seit April 2009 Dekan.

Anschrift: PTHV gGmbH, Pallottstraße 3, 56179 Vallendar, Deutschland.

Das Konzil und die Orden

„Perfectae caritatis“ nach 50 Jahren neu gelesen

Vortrag bei der Jahrestagung des Referats für die Kulturgüter der Orden am 19. November 2012 im Rahmen der Herbsttagung der österreichischen Ordensgemeinschaften im Kardinal-König-Haus in Wien-Lainz

50 Jahre sind seit dem Beginn des Zweiten Vatikanischen Konzils vergangen. Die Diskussion um den Stellenwert des Konzils für Theologie und Kirche von heute ist in den letzten Jahren heftig entbrannt. Sie konzentriert sich zwar vordergründig auf die dogmatische Relevanz eines Pastoralkonzils, greift damit aber auch die Fundamente der seither in Gang gesetzten Reformen an. Auseinandersetzungen um die Feier des Gottesdienstes betreffen auch die Theologie der Liturgie und ihre Inkulturation in die „Welt von heute“. Wenn nach 50 Jahren die Konzilstexte aus der ersten Hälfte der 1960er Jahre neu gelesen werden, muss das auf dem Hintergrund einer veränderten gesellschaftlichen und kirchlichen Großwetterlage geschehen. Die Großtheorien der Globalisierung, Säkularisierung, Medialisierung und Digitalisierung, Individualisierung und Pluralisierung haben ihre Rückwirkung auch auf die Bewertung der heutigen Relevanz der Konzilsdoku-

mente. Den Schlüssel dazu liefert die Pastoralkonstitution „*Gaudium et spes*“ mit ihrem Ortswechsel: Kirche positioniert sich in der Welt, um von da aus einen neuen Blick auf sich selbst zu werfen und sich der Beurteilung durch die Welt zu stellen.

Für die Orden stellt sich diese Aufgabe in einer besonderen Weise. Ihre Profile und ihr Erscheinungsbild haben sich im letzten halben Jahrhundert radikal verändert. Rein zahlenmäßig sind die Orden in unseren mitteleuropäischen Ländern eine marginale Randerscheinung geworden. Der Mitgliederschwund wirkt sich in der abnehmenden Präsenz vor Ort in den Gemeinden und sozialen Institutionen aus. Das innere Gefüge der Gemeinschaften im Zueinander von Leitung und Mitgliedern, in den Lebensformen der evangelischen Räte und im Gemeinschaftsleben ist kaum mehr vergleichbar mit der Situation vor dem Konzil. Die Realisierung von Experimenten, wie sie in der ersten Nachkonzilszeit mit großer Euphorie ausprobiert wurden, gelingt oder scheitert an der Bereitschaft von Mitgliedern, sich überhaupt auf Veränderungen einzulassen.

Orden als Instrumente in der Hand der Bischöfe

Vor dem Konzil kam der Anstoß zur Reform von außen. Im zweiten Jahrzehnt seines Pontifikats gehörte die Ordensreform zu den Programmpunkten Pius' XII. Neben den großen Ordenskongressen sind unter anderem die Einführung der Säkularinstitute, die Reform der Nonnenorden, die Förderung von Föderationen religiöser Gemeinschaften und von Obernkongressen, die Sorge um eine zentralisierte Weiterbildung von Ordensschwestern in Rom sowie die theologische Unterfütterung dieser von oben gesteuerten Reform durch die Enzyklika „*Sacra Virginitas*“ zu nennen. Das *Aggiornamento* wurde jedoch weitgehend ohne Initiativen der Orden selbst, teilweise sogar gegen deren Widerstände durchgesetzt.

Wie sehr die Orden und religiösen Gemeinschaften nicht von ihrer eigenen Zielsetzung, sondern als Instrumente in der Hand der Bischöfe gesehen wurden, zeigten die Vorschläge der künftigen Konzilsväter für das Konzil. Die Bischöfe wollten die durch die Exemtion entstandenen „parallelen Kirchen“ in Abhängigkeit von Rom in ihre Seelsorgsplanungen vor Ort einbeziehen. Die Bischöfe wollten mehr Rechte gegenüber den Orden bekommen. Sie sollten ihre Aufgaben in den Diözesen in Koordination mit den Bischöfen ausführen. Manche Bischöfe nutzten ihre Voten auch zu einer Generalabrechnung mit den Orden. Viele forderten eine Anpassung an die moderne Zeit. Besonders die vielen diözesanen Frauengemein-

schaften lagen ihnen am Herzen. Lebensfähige Gemeinschaften müssten notfalls durch Vereinigung mehrerer Orden hergestellt werden.

Die Fülle der Themen, die in den Voten angesprochen worden waren, wurde von der Vorbereitungskommission noch vermehrt und zu einem 132-seitigen Dokument verarbeitet. Weil die Theologische Kommission alle lehramtlichen Themen für sich reserviert hatte, fehlte diesem Dokument die ordens theologische Grundlegung. In der Form, wie es die Vorbereitungskommission in mühevoller Kleinarbeit zwei Jahre lang ausgearbeitet hatte, wurde es nie dem Konzil vorgelegt. Erst in der dritten Sessio wurde zwei Tage lang über das Ordensschema diskutiert. Bis dahin hatte der Entwurf mehrere Kürzungsrunden überstanden und viele schriftliche Verbesserungsvorschläge erhalten. Der von Seiten der Koordinierungskommission für den Entwurf zuständige Moderator, Kardinal Julius *Döpfner*, hatte eine radikale Konzentration auf wenige Propositionen verlangt. Aus den 132 Seiten war schließlich ein Text von vier Seiten geworden. Die Diskussionen reicherten den Text dann noch an, so dass das am 28. Oktober 1965 feierlich mit 2.321 Ja- und vier Nein-Stimmen verabschiedete Dekret „*Perfectae caritatis*“ (PC) am Ende 25 Nummern umfasste.

Impulse 50 Jahre danach

Zur Einordnung in die Gesamtarchitektur der Konzilstexte war jedoch nicht nur dieses Dekret wichtig, sondern auch die ekklesiologische und kirchenrechtliche Fundierung in der Kirchenkonstitution „*Lumen gentium*“ (LG 43–47) und dem Bischofsdekret „*Christus Dominus*“ (CD 33–35). In der dritten doppelten Zuordnung der Kapitel der Kirchenkonstitution werden die allgemeine Berufung zur Heiligkeit und die Ordensleute zusammen gebunden. Die Ordensleute bilden einen eigenen Stand in der Kirche, verpflichten sich durch Gelübde oder andere heilige Bindungen zu einem Leben nach den drei evangelischen Räten und gehören durch diese Weihe zum Leben und zur Heiligkeit der Kirche. Der Ordensstand ist auf den Dienst in der Kirche hingeeordnet und soll in den jeweiligen Tätigkeitsfeldern Christus sichtbar machen. Das Bischofsdekret ergänzte diese Theologie des Ordensstandes durch die Aufforderung an die Ordensleute, am Wohl der Teilkirchen mitzuwirken und sich im Apostolat der Autorität der Bischöfe zu unterstellen, unbeschadet der je spezifischen Regelung der inneren Angelegenheiten der Gemeinschaften.

Von den Orden als eigenem Stand in der Kirche war in „*Perfectae Caritatis*“ nur mehr am Rande die Rede. Vielmehr betonte das Dekret die Plu-

ralität der Formen des später so genannten geweihten Lebens. Die Leitlinien, die vom Konzil vorgegeben wurden, wurden durch das *Motu proprio* „*Ecclesiae sanctae*“ vom 29. August 1966 konkretisiert. Diese Umsetzungsbestimmungen betrafen alle religiösen Gemeinschaften. Sie stellen wohl eine der wichtigen Umwälzungen dar, die durch das Konzil hervorgerufen wurden. Die Spezialkapitel mit ihrer Reform der Satzungen und Konstitutionen veränderten in Verbindung mit den gesellschaftlichen Anfragen an die traditionellen Lebensweisen der Orden ihr äußeres Erscheinungsbild und ihre innere Struktur. Welche Impulse bleiben 50 Jahre danach oder müssen neu ins Bewusstsein gerufen werden? Auf 16 Teilaspekte aus dem Dekret über die zeitgemäße Erneuerung der Orden möchte ich hinweisen:

1. In PC 2,1 heißt es, die *Erneuerung der Orden* solle sich „zeitgemäß“ vollziehen. Zum Zeitpunkt der nachkonziliaren Reform waren die westeuropäischen Gesellschaften von einem Modernisierungsschub geprägt. Diskussionen auf allen Ebenen, Einrichtung von Planungsstäben, Verwaltungsreformen, Einführung curricularer Standards in den Schulen, Mitbestimmung – was in der Politik, in den Schulen und Hochschulen, von den Gewerkschaften gefordert und umgesetzt wurde, fand auch in der Kirche und den Orden große Resonanz. An den Spezialkapiteln der Orden waren alle Mitglieder beteiligt. Gerade für die Frauengemeinschaften war diese Form der Partizipation neu und forderte zu einer intensiven Beschäftigung mit der eigenen Rolle heraus. Die mitsamt den dort geführten Diskussionen dokumentierten Werkwochen der Franziskanischen Gemeinschaften zeigen den Mentalitätenwandel an.

Was ist zeitgemäße Erneuerung?

Heute muss wieder neu gefragt werden, was zeitgemäße Erneuerung ist. Der Fortschrittsoptimismus der 1960er Jahre ist weitgehend verfliegen. Ernüchterung herrscht, was die Zukunft der Gemeinschaften angeht. Die Orden stehen vor der Herausforderung, mit Mitgliedermangel und Überalterung die alten Aufgaben, aber auch Neues angehen zu müssen. Die Forderung des Konzils muss deshalb mit einer anderen konziliaren Kategorie konfrontiert werden, nämlich der Suche nach den und der Interpretation der Zeichen der Zeit.

2. Das Ordensdekret fordert eine „ständige Rückkehr zu den Quellen“. In den Jahren nach dem Konzil wurde diese Aufgabe in teilweise vorbildlicher

Weise geleistet. Die neuerarbeiteten Satzungen und Konstitutionen fußten auf den Schriften der Gründerinnen und Gründer. Neueditionen machten – oft erstmals – bekannt, was die Gründungsintentionen waren. Im Anschluss an diese Absichten der Gründer wurden dann in kreativer Umsetzung die Lebensformen reformiert sowie die Aufgaben bestimmt. Besonders markante Beispiele einer solchen Rückkehr zu den Quellen sind die Prozesse, die den Wandel von den Englischen Fräulein zur Congregatio Jesu markieren oder die Neuedition der franziskanischen Quellenschriften mit der Herausarbeitung der eigenständigen Rolle der hl. Klara.

Nimmt man das Konzil ernst, so ist eine solche Rückkehr zu den Quellen jedoch ständig zu vollziehen. Die normative Kraft der Gründergestalten und der ersten Generation bleibt bestehen, bedarf jedoch der Ergänzung durch die Bewertung der seither gemachten Erfahrungen. Auf der einen Seite müssen die Gründerpersönlichkeiten historisiert und in ihrer Abhängigkeit von der Mentalität ihrer Zeit gesehen werden, auf der anderen Seite muss nach der Bedeutung ihrer Intuitionen für Gesellschaft und Kirche des 21. Jahrhunderts gefragt werden.

3. Dabei spielen *Eigenart* und *besondere Aufgabe der Institute* eine wichtige Rolle. Es unterscheidet die Orden von der diözesanen Kirche, dass sie keine Allzuständigkeit beanspruchen müssen. Die Orden sind Teil des charismatischen Flügels der Kirche und jede Gemeinschaft darf und soll wiederum einen Teil dieses Gesamtcharismas verkörpern. Manche Orden stehen, zumindest in der Mehrzahl ihrer Mitglieder, für eine besondere Profilbildung, wie z. B. die Jesuiten für das höhere Bildungswesen, die Kapuziner, Redemptoristen und Oblaten für Volksmissionen, die Benediktiner für gediegene Liturgien. Die Frauenkongregationen des 19. Jahrhunderts lassen sich gut unterscheiden in solche, die karitativ wirken, und solche, die im Bereich der Bildung und Erziehung tätig sind. Krisen setzen dann ein, wenn die besonderen Aufgaben nicht mehr mit der Berufung zu einer religiösen Lebensform gekoppelt sind. Das betrifft die Frauenkongregationen in existenzieller Weise. Gleichzeitig wäre es fatal, wenn Männergemeinschaften nur noch in Pfarrseelsorge und Aushilfe tätig wären. Das Konzil plädierte dafür, die Aktualisierung des Gründungscharismas je neu in Angriff zu nehmen und zu wagen. Die Frage nach der besonderen Eigenart der eigenen Ordensgemeinschaft muss regelmäßig neu gestellt werden.

4. Ein Kriterium für die Auswahl der eigenen Erneuerungsbestrebungen bleibt nach PC 2c) *das Leben der Kirche*. Beispielhaft nennt das Konzils-

dekret den biblischen, liturgischen, dogmatischen, pastoralen, ökumenischen, missionarischen und sozialen Bereich. Die Orden sind aufgerufen, am Leben der Kirche teilzunehmen. Hier liegen meiner Ansicht nach einige Defizite in den letzten fünfzig Jahren. Im Vergleich zum Pontifikat Pius' XII. ist der Einfluss der Ordensleute in kirchlichen Gremien und Strukturen zurückgegangen. Das hängt unter anderem an den fast nicht mehr existenten Ordenshochschulen. Der intellektuelle Standard religiöser Gemeinschaften ist ursächlich an die Herausforderung gebunden, Brüder oder Schwestern für eine wissenschaftliche Laufbahn zur Verfügung zu stellen. Die Orden konzentrieren sich zur Zeit doch weitgehend auf Jugend- und Erwachsenenbildung sowie pädagogisch-psychologische Beratung. In die konkreten Reformprozesse sind sie nur am Rande einbezogen, kommen deshalb in den Pastoralplänen der Bistümer auch kaum vor. Regelmäßige Gespräche zwischen Orden und Bischöfen finden zwar statt; sie lassen jedoch am Dominanzanspruch der Bischöfe keinen Zweifel, wie die Entwicklungen in Deutschland um die Auflösung des Deutschen Katholischen Missionsrats und das kirchliche Dienst- und Arbeitsrecht zeigen.

Orden an Brenn- und Randpunkten der Gesellschaft

5. PC 2d) fordert die Orden auf, *die Lebensverhältnisse der Menschen und der Zeit zu kennen*. Diese Mahnung wurde auf dem vorkonziliaren Hintergrund formuliert, der von einer Trennung der Orden von der Welt ausging. Sie betraf schon damals vielleicht noch einige kontemplative Gemeinschaften, aber nicht die Mehrzahl der apostolisch tätigen Institute. Heute bekommt diese Mahnung eine neue Brisanz. Die Sinus-Milieu-Studien haben in den letzten Jahren für Deutschland deutlich gemacht, dass Kirche nur noch in einem kleinen Segment der Gesellschaft präsent ist. Das Ende der Volkskirche hat dazu beigetragen, dass nur noch ein kleiner Teil der Katholiken in regelmäßigem Kontakt mit der Kirche steht. Die Chancen der Orden, die sich an den Brenn- und Randpunkten der Gesellschaft engagieren, sind groß, mit mehr gesellschaftlichen Milieus in Kontakt zu kommen, als sie in den traditionellen Gemeinden vertreten sind. Dass sich daraus auch wieder Spannungen ergeben, vor allem was die moraltheologische und pastorale Bewertung von Lebenssituationen angeht, ist klar. Aber zu den Gründungscharismen der Orden gehören fast immer auch Konflikte mit der kirchlichen Hierarchie.

6. Die Erneuerung der Orden, so PC 2e, soll „durch *eine geistliche Erneuerung* beseelt werden“. Das ist zum einen durch die Liturgiereform geschehen. Die Umstellung des gemeinsamen Gebets von Latein auf die Muttersprache hat dazu ebenso beigetragen wie die vielen Versuche, neue spirituelle Texte und Lieder zu formulieren. Die Gebets- und Liedtexte der 1960er und 1970er Jahre zeichnen sich insgesamt durch eine große Zeitgeistnähe aus – ihre Stärke und Schwäche zugleich. Die Orden griffen diese Initiativen begierig auf, manche Chansonniers der Jahre um das Konzil waren auch Mitglieder religiöser Gemeinschaften, wenn auch einige von ihnen am Leben in der Öffentlichkeit zerbrachen. Beispiele geglückter Form von geistlicher Erneuerung, die von den Orden ausging, sind auch die „Exerzitien im Alltag“, deren Breitenwirkung in den Gemeinden und Gruppierungen recht hoch ist. Geistliche Erneuerung hat eine beständige doppelte Perspektive: Zum einen geht es um die je neue Beseelung der eigenen individuellen und gemeinschaftlichen Gebetspraxis, zum anderen um die Vermittlung spiritueller Erfahrungen im Apostolat.

7. Aus dem eigenen Reichtum anderen weitergeben, die *Verbindung von Kontemplation und Apostolat*, ist für PC 5,4 die Quintessenz des Ordenslebens. Sie ist eine Konsequenz aus der Nachfolge Christi und wird vom Konzilsdekret mit einer Reihe von Bibelziten untermauert. Ohne auf einen bestimmten Typ des Ordenslebens zugeschnitten zu sein, werden Kontemplation und Apostolat als die beiden Grundpfeiler bestimmt, die das Gleichgewicht des Lebens austarieren helfen sollen. Damit ist eine Daueraufgabe formuliert.

8. Unabhängig von der Klassifizierung einer Gemeinschaft als kontemplativ oder aktiv fordert das Konzil den *Primat des geistlichen Lebens* (PC 6). Interessant ist die Reihenfolge der geistlichen Übungen, die empfohlen werden: An erster Stelle steht das Gebet, das lediglich in seinem Ursprung „aus den echten Quellen christlicher Spiritualität“ (PC 6,2) charakterisiert wird. Damit ist eine große Offenheit gegenüber den großen Gebetstraditionen und der Pluralität heutiger Gebetsmethoden angedeutet. An zweiter Stelle folgt die Lesung und Betrachtung der Heiligen Schrift, die durch die letzte Bischofssynode als „*lectio divina*“ wieder neu ins Bewusstsein gehoben wurde. Und erst an dritter Stelle wird die Liturgie erwähnt. Hier fällt auf, dass das kirchliche Stundengebet, das als mehrmals täglich gemeinsam vollzogenes Gebet zu den Essentials des Ordenslebens gerechnet wird, nicht ausdrücklich erwähnt wird, sondern der Akzent auf der Eucharistie liegt.

9. PC 7–11 wendet die allgemeinen Bemerkungen auf die Typen des religiösen Lebens an. Hier möchte ich nur auf PC 8,3 hinweisen. Die Institute sollen „ihre *Regeln und Bräuche in geeigneter Weise mit den Erfordernissen des Apostolates*, dem sie sich widmen, *in Einklang bringen*“. Nicht ausgesagt ist, dass damit in jedem Fall ein Primat des Apostolats verbunden ist. Aber es geht um eine gesunde Mischung von Arbeit und religiösem Leben, von Freizeit und Gemeinschaftsleben, von Individuum und Kommunität. Es ist ein Grundzug von PC, dass keine konkreten Vorschriften gegeben werden. In den Jahren nach dem Konzil allerdings waren die Fragen konkret. Sie bezogen sich unter anderem auf eine dem beruflichen Lebensrhythmus angepasste Tages- und Gebetsordnung, auf einen eigenen Hausschlüssel, auf die Einführung des Fernsehens in den Kommunitäten. Die Nutzung der Medien ist bis heute ein Thema, wenn auch in völlig veränderter Form, vor allem im Umgang mit dem Internet. Viele haben ihre Tagesrhythmen dem Beruf angepasst, so dass nicht mehr gilt, was eine amerikanische Ordensfrau nach dem Konzil sagte: Wir schlafen, wenn die anderen wach sind, und sind wach, wenn die anderen Menschen schlafen.

Gleichgewicht zwischen Autorität und Mitbestimmung

10. Das *Zusammenspiel von Leitung und Mitgliedern* gehört zu den Bereichen des religiösen Lebens, in denen sich die auffälligsten Veränderungen vollzogen haben. Das Gehorsamsverständnis vor dem Konzil war in den Orden wie in der Gesamtkirche geprägt von Distanz und großem Respekt. Versetzungen wurden beispielsweise bei Exerzitien mitgeteilt und hatten sofort vollzogen zu werden. Mit den Spezialkapiteln änderte sich auch die Einstellung dem Gehorsam gegenüber. Nun sollten ausdrücklich alle Mitglieder in die Vorbereitungsarbeiten einbezogen werden. Für viele Frauengemeinschaften bedeutete das den Abschied von der oligarchischen Durchführung von Kapiteln hin zur Partizipation aller Mitglieder. Gehorsam veränderte sich zum Dialog zwischen Oberen und Mitgliedern: „Die Oberen aber sollen in dem, was die Angelegenheiten des ganzen Instituts betrifft, ihre Mitglieder in angemessener Weise um Rat fragen und anhören“ (PC 4,2). Die Oberen wurden gezwungen, in viel stärkerem Maße als vor dem Konzil dem benediktinischen Prinzip der kollegialen Entscheidungsfindung zu folgen. Gehorsam wurde zum Hören auf den Willen Gottes, wie er sich in den Seelen der Mitglieder artikulierte. Die Oberaufgabe wurde dadurch erschwert, die Mitverantwortung stärker herauszufordern. Diese Veränderungen gingen einher mit der gesellschaftlichen

Wandlung zur Individualisierung. 50 Jahre nach dem Konzil mag es an der Zeit sein, die Praxis der Regierung in den Instituten zu überprüfen nach dem Gleichgewicht zwischen Ausübung der Autorität, Mitverantwortung und Mitbestimmung, Individualisierung sowie Denken und Handeln auf das Wohl der Gemeinschaft hin.

11. PC 12–14 behandelt die *evangelischen Räte als die drei klassischen Gelübde des Ordenslebens*. Das Ordensdekret verbindet in diesen Artikeln die theologische Grundlegung mit praktischen Hinweisen. Die evangelischen Räte bedürfen periodenweise einer Neuinterpretation und Anpassung an die Zeitverhältnisse, ohne jedoch ihre Radikalität preiszugeben.

So bezeichnet der Rat der Keuschheit nicht nur den Verzicht auf eine Ehe oder eheähnliche Bindung, sondern umfasst den weiten Bereich der emotionalen Reifung der Persönlichkeit. Die Spannung zwischen der funktionalen Freiheit für das konkrete apostolische Engagement und dem eschatologischen Zeichencharakter darf dabei nicht vorschnell aufgelöst werden. Gerade für Männer ist der Rat der Keuschheit im Verzicht auf die Betätigung der hetero- oder homosexuellen Veranlagung der entscheidende Punkt für das Gelingen einer religiösen Berufung.

Das äußere Zeichen der Armut fällt vielen Gemeinschaften schwer. Zu sichtbar sind die großen Konvente, das Erbe an Kunstschätzen, die wirtschaftliche Potenz. PC 13,2 fordert, Armut dürfe nicht nur in der Beschränkung des Gebrauchs von Gütern bestehen, sondern müsse wirklich und sichtbar gelebt werden. Die „Option für die Armen“ darf sich nicht auf den Einsatz an sozialen Brennpunkten beschränken, sondern muss konkrete Formen der Solidarität annehmen: persönliche Bedürfnislosigkeit, eine Kultur des Miteinander-Teilens zwischen Gemeinschaften und zwischen reichen und armen Provinzen usw. Die finanzielle Mitverantwortung, auf die das Konzil hinweist, kennt viele Möglichkeiten der Realisierung.

12. Zu den Grundlagen des Ordenslebens gehört auch die *„vita communis“*, von der in PC 15 die Rede ist. In den Jahrzehnten seit dem Konzil hat sich hier viel geändert. Die Großkonvente sind nicht mehr der Normalfall. Viele Experimente wurden und werden mit kleinen Wohngemeinschaften, mit gemischten Kommunitäten aus verschiedenen Instituten, mit der Möglichkeit des Mitlebens auf Zeit usw. gemacht. Gemeinschaftsleben, lange Zeit eher ein *Adiaphoron* des Ordenslebens, ist zu einem zentralen Kriterium für die Berufung und das Bleiben darin geworden. Das Schweigen über die eigene Herkunft und Familie, wie es bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts in manchen Gemeinschaften üblich war, ist einer doppel-

ten Form von Zugehörigkeit gewichen: die Bedeutung der Ursprungsfamilie bleibt erhalten, wird aber ergänzt durch die Geschwisterlichkeit in der neuen Familie der religiösen Gemeinschaft. Der Sehnsucht nach Gemeinschaft kontrastiert aber häufig auch die Unfähigkeit von Einzelkindern, sich in eine Gemeinschaft einzufügen. Wie Gemeinschaftsleben gelingen kann, ist auch fünfzig Jahre nach dem Konzil ein aktuelles Thema.

13. Das äußere Zeichen des Ordenslebens war über Jahrhunderte hin *ein spezielles Ordensgewand*. Oft bildete es die Tracht einfacher Leute zur Zeit der Entstehung der Orden ab. Durch den Wandel der Mode bekam die religiöse Gewandung mit den Jahren einen spezifischen Charakter der Unterscheidung, ähnlich der liturgischen Kleidung mit ihrem Ursprung in der altrömischen Alltags- und Festbekleidung. Viele Vorschläge vor dem Konzil richteten sich auf eine Vereinfachung der Ordensgewänder und eine bessere Anpassung an Kulturen und Klimaverhältnisse. In PC 17 findet sich nun der einzige Satz, der vom Vorbereitungsschema bis zur Endfassung des Ordensdekrets unverändert geblieben ist: „*Habitus religiosus [...] sit simplex ac modestus, pauper simul et decens = Das Ordensgewand ... sei einfach und schlicht, arm und zugleich schicklich.*“ Was dieser Vorgabe nicht entspreche, müsse geändert werden – eine Vorschrift, die ausdrücklich für Männer und Frauen gelte. Die Entwicklung nach dem Konzil war äußerst divergent. Sie reicht von der modischen Veränderung des Ordensgewands über die Beibehaltung oder höchstens Vereinfachung des bisherigen bis hin zur völligen Aufgabe eines gemeinsamen äußeren Erkennungsmerkmals, so dass sich auch die traditionellen Orden der Idee von Säkularinstituten anglichen. Auf jeden Fall ist die Frage nach einem gemeinsamen Ordensgewand oder dem Verzicht darauf zu einem hoch emotionalen Thema in den Instituten geworden, das angesichts einer wachsenden konservativen Grundströmung in den jüngeren Generationen auch eine theologische und kirchenpolitische Positionsbestimmung beinhaltet.

Die Bedeutung regelmäßiger Weiterbildung

14. Wichtige Veränderungen brachte das Konzil auch auf dem Gebiet der *Ausbildung*. Ausdrücklich hervorgehoben wurde, dass die Ausbildung nicht mit dem Noviziat beendet sei, sondern durch eine religiöse Weiterbildung und den Erwerb beruflicher Zeugnisse fortgesetzt werde. Diese Professionalisierung hat seither vor allem das Bild der Ordensschwestern und -brüder verändert. Das Konzil griff mit diesen Anregungen und Vorschrif-

ten auf die Grundimpulse vieler Orden zurück, die Bildung von Anfang an auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Zu denken ist etwa an die Klosterschulen der benediktinischen Tradition, den Einfluss der Bettelorden auf die mittelalterlichen Universitäten oder die Kollegien der Jesuiten als Träger frühneuzeitlicher katholischer Bildung. Die Einführung von Junioraten sowie regelmäßiger Weiterbildung setzt zunehmend die Zusammenarbeit mehrerer Gemeinschaften voraus. Das Megathema Bildung wurde vom Konzil klar erkannt.

15. PC 19 setzt sich mit *Neugründungen religiöser Gemeinschaften* auseinander. Die Mahnung, die Notwendigkeit oder den Nutzen neuer Institute vor der Gründung genau zu prüfen, liegt auf der Linie dirigistischer Eindämmung charismatischer Aufbrüche seit dem Vierten Laterankonzil von 1215. Die Entwicklung scheint aber in eine andere Richtung zu laufen. Zum einen wachsen die Mitgliederzahlen der Orden in Afrika und Asien (nicht in Lateinamerika), zum anderen geht von den neuen geistlichen Bewegungen eine Dynamik aus, die andere Formen des geweihten Lebens entstehen lässt: Aus unverbindlichen Begegnungen erwächst das Bedürfnis nach festeren Bindungen und stabilen Gemeinschaftsformen. Gemischte Gemeinschaften aus Frauen und Männern, Laien und Priestern, Ehepaaren und Zölibatären, aber auch religiöse Institute für Ehepaare oder eine zeitlich begrenzte Mitgliedschaft mischen die traditionellen Formen auf. Sie stellen Anfragen an die Grundstrukturen religiöser Gemeinschaften und die Praxis der evangelischen Räte und fordern zu einem Nachdenken über die Unterscheidung von Charismen auf.

16. Die Artikel 20–23 des Ordensdekrets sind fünfzig Jahre nach dem Konzil in einem engen Zusammenhang zu sehen. Es geht um die *Werke der Orden* (PC 20), um die *Auflösung von Klöstern und Gemeinschaften* (PC 21), um *Föderationen von Gemeinschaften* (PC 22) und *Konferenzen der Höheren Oberen* (PC 23). Die Klammer, die alle diese Themen zusammenhält, ist der Mitgliederschwund durch die geringe Zahl religiöser Berufungen, durch Austritte und durch Überalterung. Dadurch sind die großen Werke wie Schulen und Krankenhäuser gefährdet, in vielen Fällen auch bereits in Stiftungen, GmbHs oder in die Trägerschaft von Bistümern überführt. Viele Niederlassungen müssen aus Personalmangel geschlossen werden, nur wenige werden verstärkt oder neu eröffnet. Die meisten Institute haben mittlerweile in langjährigen Prozessen der inneren Zusammenführung Provinzen oder Regionen zusammengelegt. Fusionen von Gemeinschaften

gleicher Spiritualität kommen gegenwärtig noch nicht häufig vor, sind aber durchaus in den Zukunftsüberlegungen präsent. Die Orden arbeiten auf der Leitungsebene zusammen, in der gemeinsamen Trägerschaft von Werken, im koordinierten Apostolat und in der gegenseitigen Beratung über die finanziellen und rechtlichen Einbindungen in die staatliche Gesetzgebung. Das Konzil hat in PC 20–23 besonders für die mitteleuropäische Situation Wege eröffnet, die einerseits der Autonomie der einzelnen Institute Rechnung tragen, andererseits die Verwiesenheit aufeinander zum Ausdruck bringen. In der Nachkonzilszeit haben die Bischofskonferenzen so an Bedeutung gewonnen, dass autonomes Handeln eines Diözesanbischofs gegen gemeinsam gefällte Entscheidungen zumindest als unpassend empfunden wird. Die Deutung des konziliaren Kirchenverständnisses als *Communio-Ekklesiologie* konkretisiert sich in der Kollegialität der Bischöfe im Rahmen ihrer Bischofskonferenzen. Analog gilt für die Orden, dass auch hier eine Stärkung gemeinsamer Denk- und Handlungsweisen gefordert ist. Die bereits vor dem Konzil gegründeten Obernkongregationen können deshalb auch als eine Form der kollegialen Leitung begriffen werden. Die Chance der Orden besteht darin, in Zeiten verdunkelter bischöflicher Einmütigkeit ein Zeichen der Einheit und kollegialer Handlungsfähigkeit zu setzen.

Fünfzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil lohnt es sich, die dort verabschiedeten Dokumente noch einmal zu lesen. Aus der Perspektive von heute und mit den aktuellen Themen und Problemlagen im Ohr bekommen manche Themen eine neue Brisanz. Das Ordensleben in Europa ist im Wandel begriffen. Wohin die Entwicklung nach den Jahren des Sich-kleiner-Setzens geht, ist noch nicht absehbar. Im Vergleich des von der Vorbereitungskommission erstellten Dokuments mit der Endfassung von PC empfinde ich große Dankbarkeit für den Mut der Konzilsväter, sich auf allgemeine Hinweise zu begrenzen und vielfältige Konkretisierungen zuzulassen und zu ermöglichen. Die unmittelbare nachkonziliare Reformarbeit war mit den Spezialkapiteln, der Approbation der neuen Satzungen und der erneuten Überprüfung nach der Promulgation des CIC 1983 abgeschlossen. In einer „*ecclesia semper reformanda*“ können „*instituta religiosa semper reformanda*“ einen wichtigen Beitrag leisten, damit die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern weitergeht. „So werden sie auf die Fürsprache der gütigsten Gottesgebäuerin und Jungfrau Maria, ‚deren Leben eine Lehre für alle ist‘, täglich größeres Wachstum erlangen und reichere heilsame Früchte bringen“ (PC 25).



Sr. Dr. Pat Farrell OSF

Schwester Pat Farrell stammt aus Irland und trat mit 22 Jahren in den Orden der Franziskanerinnen ein. Sie war bis Ende 2012 Präsidentin der Leitungskonferenz der US-Frauenorden (LCWR) ist Vizepräsidentin der Franziskanerinnen in Dubuque, Iowa. Pat Farrell war zunächst als Religionspädagogin tätig und arbeitete in der Pastoral in San Antonio, Texas. Danach wirkte sie 20 Jahre lang in Lateinamerika, hauptsächlich in Mexiko, Chile und El Salvador, vor allem im Gesundheitsbereich. Seit 12 Jahren betreut sie obdachlose Jugendliche.

Anschrift: Sisters of St. Francis, 3390 Windsor Avenue, Dubuque, IA, America.

Den Wandel steuern

Gedanken zur „Lehrmäßigen Beurteilung“ der amerikanischen Ordensfrauen durch die Glaubenskongregation

Die Franziskanerin Sr. Pat Farrell ist Präsidentin der LCWR (Leadership Conference of Women Religious). Der Verband repräsentiert etwa 80 Prozent der rund 57.000 Ordensfrauen in den USA. Nach einer eingehenden Reflexion über die „Lehrmäßige Beurteilung“ von Seiten der Kongregation für die Glaubenslehre hat Sr. Pat Farrell die folgenden Worte an 900 Ordensfrauen gerichtet, die am 10. August 2012 in St. Louis, Missouri, versammelt waren.

Mein Vortrag ist anders als ursprünglich geplant. Nach der Versammlung im letzten Sommer, die von einem wunderbar kontemplativen Ton geprägt war, wollte ich eigentlich nur, von unserem kontemplativen Ordensleben ausgehend, über das Neue sprechen, das Gott spürbar unter uns wirkt. Jetzt gibt es in der Tat etwas Neues. Die Lehrmäßige Beurteilung ist jedoch nicht das, woran ich gedacht hatte!

Es hat einen deutlichen Wandel gegeben! Eine große Bewegung in der Kirche, in der Welt hat die LCWR erreicht. Wir befinden uns in einer Zeit der Krise und das ist ein Ort, der voller Hoffnung steckt. Wie bereits festgestellt wurde, geht die Krise dem Wandel voraus. Ein kirchlicher, ja kosmischer Wandel scheint zum Durchbruch kommen zu wollen. Durch die Lehrmäßige Beurteilung haben wir Gelegenheit, dazu beizutragen. Wir haben diese Kontroverse nicht gesucht. Dennoch glaube ich nicht, dass sie zufällig gekommen ist. Nein, zu viele gleichzeitige Ereignisse haben uns darauf vorbereitet. Die Apostolische Visitation hat unsere Solidarität unter-

einander enger zusammengeschweißt. In unserer kontemplativen Gruppenreflexion ist geistliche Tiefe herangereift. Der 50. Jahrestag des Zweiten Vatikanischen Konzils steht vor der Tür. Wie bedeutungsvoll für uns, die wir es uns so sehr zu Herzen genommen haben und davon geprägt wurden! Es lässt uns ganz deutlich erkennen, wie sehr die Zeiten sich geändert haben.

Mein Gebet nimmt dieser Tage oft die Form der Klage an. Ja, etwas hat sich gewandelt! Und jetzt stehen wir hier, mitten in einem kirchlichen Sturm, im Rampenlicht der Öffentlichkeit und jemand hält uns ein Mikrofon vor den Mund. Wozu sind wir aufgefordert, welche Chance, welche Verantwortung liegen darin für uns? Unser LCWR-Mission-Statement sagt, dass unsere Zeit heilig und unsere Führungsrolle eine Gabe ist und unsere Herausforderungen ein Segen sind.

Ich glaube, es wäre ein Fehler, uns zu viel aus der Lehrmäßigen Beurteilung zu machen. Sie darf unsere Zeit und Energie nicht über die Maßen beanspruchen oder uns von unserer Sendung ablenken. Es ist nicht der erste Zusammenstoß einer Form des Ordenslebens mit der institutionellen Kirche. Und es wird auch nicht der letzte sein. Wir haben eine Apostolische Visitation erlebt, die Quinn Kommission, ein Eingreifen des Vatikans in das Leben der CLAR und der Jesuiten. Viele Gründerinnen und Gründer unserer Kongregationen haben lange für die kanonische Anerkennung unserer Institute kämpfen müssen. Einige wurden sogar zum Schweigen gebracht oder exkommuniziert. Einige wenige von ihnen, wie *Mary Ward* oder *Mary McKillop*, wurden später heilig gesprochen. Es besteht eine existenzielle Spannung zwischen der Rolle der Hierarchie und der der Ordensleute. Sie ergänzen einander und das wird sich wohl kaum jemals ändern. In einer idealen kirchlichen Welt stehen die unterschiedlichen Rollen in kreativer Spannung zueinander, in gegenseitiger Achtung und Anerkennung, in einem Klima des offenen Dialogs, für den Aufbau der ganzen Kirche. Die Lehrmäßige Beurteilung zeigt, dass wir gegenwärtig nicht in einer idealen kirchlichen Welt leben.

Ich glaube, dass es auch ein Fehler wäre, uns zu wenig aus der Lehrmäßigen Beurteilung zu machen. Wir alle wissen um die historische Bedeutung dieses Augenblicks. Sie spiegelt sich in der Besorgnis wider, mit der Mitglieder der LCWR geantwortet oder nicht geantwortet haben und bemüht waren, mit einer Stimme zu sprechen. Wir haben sie aus privaten Gesprächen mit besorgten Priestern und Bischöfen herausgehört. Sie tritt ganz deutlich zutage in der enormen Unterstützung, die wir von Ordensbrüdern und Laien erhalten. Sie teilen unsere Sorge über die Nichttoleranz von Dissens auch von Seiten derer mit gebildetem Gewissen und über die

anhaltende Beschneidung der Rolle der Frau. Hier ein Auszug aus den vielen Briefen, die ich erhalten habe: „Ich schreibe Ihnen, weil ich diesen entscheidenden Augenblick der geistlichen Geschichte unseres Planeten beobachte. Ich denke, dass alle gläubigen Katholiken sich Ihren Bemühungen anschließen sollten und dass diese Krise als der Katalysator des 21. Jahrhunderts für eine offene Diskussion dienen muss, damit frischer Wind durch alle Kirchenfenster im Land weht.“ Ja, es steht sehr viel auf dem Spiel.

Durch all dies können wir nur in Aufrichtigkeit und Integrität voranschreiten. Hoffentlich können wir dadurch zum Wohl des Ordenslebens überall auf der Welt beitragen und zur Heilung der verletzten Kirche, die wir so sehr lieben. Das ist nicht einfach. Es ist eine Gratwanderung. Glücklicherweise unternehmen wir sie gemeinsam. In diesem Augenblick des Lebens der LCWR lässt sich unschwer ein Mikrokosmos der Welt erkennen, in der alles fließt. Sie ist hineingenommen in den enormen, allumfassenden Paradigmenwandel unserer Zeit. Der allgemeine Zusammenbruch und Durchbruch, den wir erleben, gibt uns den größeren Zusammenhang. Viele Institutionen, Traditionen und Strukturen scheinen zu verschwinden. Warum? Ich glaube, dass die philosophischen Grundlagen, auf denen unsere Wirklichkeit aufgebaut ist, nicht mehr tragen. Der Menschheitsfamilie ist durch Individualismus, Patriarchat, Mangeldenken und Konkurrenzkampf nicht gedient. Die Welt wächst über dualistische Konstrukte wie hoch/tief, gewinnen/verlieren, gut/böse und Herrschaft/Unterordnung hinaus. An ihrer Stelle treten Gleichheit, Gemeinschaft, Zusammenarbeit, Gleichzeitigkeit, Weite, Fülle, Ganzheit, Gegenseitigkeit, intuitives Wissen und Liebe.

Der Wandel ist zwar schmerzhaft, aber er wird uns gut tun! Er kündigt eine hoffnungsvolle Zukunft für unsere Kirche und unsere Welt an. Als natürlicher Teil evolutionären Fortschritts verleugnet oder unterschätzt er keineswegs das vorher Gewesene. Und es gibt auch keinen Grund, Angst zu haben vor den Umwälzungen und Veränderungen um uns herum. Wir müssen nur die Bewegung erkennen, uns in den Strom hineinbegeben und uns von ihm mitreißen lassen. Die ganze Schöpfung ächzt und stöhnt in großen Geburtswehen. Der Geist Gottes schwebt noch immer über dem Chaos. Dies bekannte Gedicht von Christopher *Fry* bringt es zum Ausdruck:

*„Des Menschen Herz schlägt in Gottes Rhythmus.
Zwar mag es kalt und finster sein,
aber es ist kein Winter.
Das eisige Elend der Jahrhunderte reißt auf, zerbricht, bewegt sich.*

*Das Krachen ist das Krachen der Eisschollen.
Tauwetter, Flut, aufkommender Frühling.
Gott sei Dank, unsere Zeit ist jetzt.
Wenn Unrecht zutage tritt, das uns überall begegnet
und nie vergeht,
bis wir den größten Seelensprung tun, den Menschen je getan haben.
Geschäfte sind jetzt der Seele angepasst.
Das Unternehmen ist Suche nach Gott ...“*

Christopher Fry, *A Sleep of Strangers*

Ich möchte einige Wege aufzeigen, auf denen wir den großen und kleinen Wandel, dem wir unterworfen sind, steuern können. Gott ruft zu uns aus der Zukunft. Ich glaube, wir werden für einen frischen Einbruch des Reiches Gottes bereitet. Wie können wir uns darauf vorbereiten? Vielleicht liegen Antworten in unserer eigenen geistlichen DNA. Was uns im Ordensleben Jahrhunderte lang gedient hat, ist meiner Meinung nach immer noch ein Wegweiser für uns. Wir wollen einiges davon betrachten.

Wie können wir den Wandel steuern? – durch Kontemplation

Wie sollten wir vorgehen, wenn nicht aus dem tiefen Gebet heraus? Unsere Berufung, unser Leben beginnt und endet mit dem Verlangen nach Gott. Unser ganzes Leben hindurch hat uns die Vereinigung mit dem göttlichen Geheimnis gelockt. Die göttliche Gegenwart ist unser wahres Zuhause. Der kontemplative Pfad, den wir gemeinsam beschritten haben, ist der sicherste Weg in die Finsternis von Gottes Führung. In ausweglosen Situationen kann das, was zutage treten will, nur durch die Weite des Gebets offenbar werden. Wir befinden uns in einer solchen Situation. Unsere kollektive Weisheit muss gesammelt werden. Sie keimt in der Stille, wie wir in den sechs Wochen gesehen haben, die auf die Weisung der Kongregation für die Glaubenslehre folgten. Wir warten, dass Gott eine tiefere Erkenntnis aus uns herausholt. Mit Jan *Richardson* beten wir: „Du machst uns leer, o Gott, damit wir dich tragen können, und füllst uns ohne Ende, nur damit wir wieder leer werden können. Mach unser Inneres rein und fest, damit wir dich mit weniger Widerstand halten und mit tieferer Gnade tragen können.“

Ein Bild für die Kontemplation ist die Prärie. Die Wurzeln des Präriegrases sind außerordentlich tief. Präriegras reichert das Land an. Es erzeugt den fruchtbaren Boden der *Great Plains*. Die tiefen Wurzeln lockern den Boden auf und werden durch Verwesung zu reicher, fruchtbarer Erde. Inte-

ressant ist, dass eine gesunde Prärie regelmäßig niederbrennen muss. Durch die Hitze des Feuers und das verbrannte Gras gelangen die Nährstoffe von den tiefen Wurzeln an die Oberfläche und fördern neues Wachstum. Dieser Brand erinnert mich an ein ähnliches Bild. In Australien gibt es eine Eukalyptusart. Deren Samen nicht ohne einen Waldbrand aufkeimen kann. Die glühende Hitze bricht den Samen auf und lässt ihn wachsen. Vielleicht gibt es auch in uns tiefe Schichten, die nur dann aktiviert werden, wenn Oberfläche abgetragen wird. In der dunklen Nacht werden wir beschnitten und gereinigt. Kontemplation und Konflikt sind der Dünger, der uns Fruchtbarkeit verleiht. Wie der Präriebrand die Kraft aus den Wurzeln nach oben und nach außen zieht, so zieht uns die Kontemplation hin zum fruchtbaren Handeln. Sie ist das Saatbeet des prophetischen Lebens. Durch sie formt und stärkt Gott uns für das, was heute gebraucht wird.

Wie können wir den Wandel steuern? – mit einer prophetischen Stimme

Die Berufung zum Ordensleben ist von ihrem Wesen her prophetisch und charismatisch; sie bietet einen alternativen Lebensstil zu dem der herrschenden Kultur. Der Ruf des Zweiten Vatikanums, dem wir bewusst gefolgt sind, hat uns angespornt, auf die Zeichen unserer Zeit zu antworten. Fünfzig Jahre lang haben die Ordensfrauen in den Vereinigten Staaten versucht, eine prophetische Stimme zu sein. Es gibt jedoch keine Garantie dafür, dass wir einfach nur kraft unserer Berufung prophetisch sein können. Prophetie ist beides: eine Gabe Gottes und des Ergebnis strenger Askese. Um eine Stimme des Gewissens zu sein, müssen wir tief genug in Gott verwurzelt sein und die Wirklichkeit deutlich genug interpretieren können. Eine prophetische Stimme lässt sich gewöhnlich leicht erkennen, wenn sie echt ist. Sie hat die Frische und die Freiheit des Evangeliums: Sie ist offen und macht sich zum Sprachrohr der Entrechteten. Die prophetische Stimme wagt es, die Wahrheit zu sagen. Wir können sie oft dort hören, wo etablierte Macht hinterfragt und menschlicher Schmerz und Not aufgedeckt werden. Sie greift Strukturen an, die einige Menschen ausschließt und andere bevorzugt. Die prophetische Stimme spornt zum Handeln und zur Veränderung an.

Wenn wir die großen und kleinen Veränderungen unserer Zeit betrachten, wie würde eine prophetische Antwort auf die Lehnmäßige Beurteilung dann aussehen? Ich glaube, sie wäre demütig, aber nicht unterwürfig; in einem gesunden Selbstbewusstsein verwurzelt, aber nicht selbstgerecht;

aufrichtig, aber freundlich und absolut furchtlos. Ich möchte eindringliche Fragen stellen. Sind wir aufgefordert, uns angemessen zurechtstutzen zu lassen, und sind wir offen dafür? Ist die Lehmäßige Beurteilung Ausdruck der Fürsorge oder ein Versuch, uns zu kontrollieren? Fürsorge gründet auf Liebe und lädt zur Einheit ein. Kontrolle durch Angst und Einschüchterung wäre ein Machtmissbrauch. Ermächtigt uns die institutionelle Rechtmäßigkeit kirchenrechtlicher Anerkennung, prophetisch zu leben? Gibt sie uns die Freiheit, Fragen zu stellen, nach bestem Gewissen? Begrüßt sie wirklich das Feedback in einer Kirche, die den Anspruch erhebt, den *sensus fidelium*, den *Glaubenssinn des Gottesvolkes* zu achten? Bob Beck sagt: „Ein Sozialkörper, der keinen Mechanismus besitzt, um Dissens wahrzunehmen, ist wie ein physischer Leib, der keinen Schmerz spürt. Er kann kein Feedback bekommen, das darauf hinweist, dass etwas nicht stimmt. Ebenso ist ein Sozialkörper, in dem ein wenig mehr als nur Dissens vorhanden ist, genauso zersetzend wie ein physischer Leib, der ständig Schmerz leidet. Beide müssen behandelt werden.“

Bei der prophetischen Stimme des LCWR denke ich besonders an die Erklärung unserer Versammlung im Jahre 2011 über den Zivildiskurs. Im Zusammenhang mit der Lehmäßigen Beurteilung sehe ich diese jetzt mit ganz anderen Augen. Der hl. Augustinus brachte die Voraussetzungen für den Zivildiskurs mit folgenden Worten zum Ausdruck: „Beide Seiten müssen allen Hochmut beiseitelegen. Keine Seite darf den Anspruch erheben, die Wahrheit bereits entdeckt zu haben. Wir wollen sie gemeinsam suchen als etwas, das keiner von uns kennt. Nur dann können wir sie suchen, liebevoll und friedlich, wenn niemand sich anmaßt, sie bereits entdeckt zu haben und zu kennen“.

Wie sollte dementsprechend eine prophetische Antwort auf den größeren Paradigmenwandel unsere Zeit aussehen? Ich hoffe, sie wird Offenheit und kritisches Denken einschließen und gleichzeitig Hoffnung vermitteln. Wir können die Zukunft in Anspruch nehmen, die wir uns wünschen, und jetzt aus ihr heraus handeln. Dazu brauchen wir die Disziplin zu entscheiden, worauf wir uns ausrichten wollen. Wenn unser Gehirn, wie die Neurologie heute lehrt, das, worauf wir ausgerichtet sind, als eine Aufforderung versteht, es umzusetzen, dann sind die Bilder und Visionen, mit denen wir leben, sehr wichtig. So müssen wir unsere Vorstellungen aktiv einsetzen, um Zukunftsvisionen zu bilden. Nichts, was wir tun, ist bedeutungslos. Selbst eine ganz kleine bewusste Entscheidung, die Mut verlangt oder aus dem Gewissen heraus geschieht, kann zur Veränderung des Ganzen beitragen: zum Beispiel die Entscheidung, unsere Energie

einzusetzen für das, was uns wichtig erscheint, und Energie und Kräfte von dem abzuziehen, was uns nicht wichtig erscheint. Joanna *Macy* nennt diese Art von Willen „aktive Hoffnung“. Sie ist sowohl schöpferisch als auch prophetisch. In dieser schwierigen Zeit des Übergangs braucht die Zukunft unsere Vorstellungskraft und unsere Hoffnung. Der französische Poet *Rostand* schreibt: „Bei Nacht ist es wichtig, an das Licht zu glauben; man muss den Anbruch der Morgendämmerung herbeizwingen, indem man an sie glaubt.“

Wie können wir den Wandel steuern? – durch Solidarität mit den Ausgegrenzten

Wir können nicht prophetisch leben ohne Nähe zu den Schwachen und Ausgegrenzten. Zunächst einmal gehören wir dorthin. Unsere Sendung besteht darin, uns in Liebe hinzuschicken, besonders an die Notleidenden. Das ist unsere Identität als Ordensfrauen. Aber darüber hinaus ist der Blickwinkel derer, die am Rande der Gesellschaft stehen, auch ein bevorzugter Ort für die Begegnung mit Gott, der den Ausgestoßenen stets besondere Liebe entgegenbringt. Von denen, die am Rand der Gesellschaft stehen, kann man viel lernen. Schwache Menschen bringen uns die Wahrheit unseres begrenzten und chaotischen Menschseins stärker zu Bewusstsein, das von Schwäche, Unvollkommenheit und unvermeidlichem Kampf geprägt ist. Von diesem Ort her ist die Gotteserfahrung eine Erfahrung absolut unentgeltlicher Gnade und Liebe, die Kraft schenkt. Menschen, die am Rande der Gesellschaft stehen und die kaum fähig oder imstande sind, einen Schein aufrechtzuerhalten, haben oft eine frappierende Fähigkeit, die Dinge beim Namen zu nennen. Ihnen beizustehen, kann uns helfen, wahrhaftig zu leben und ehrlich zu bleiben. Wir müssen sehen, was sie sehen, um prophetische Stimmen für unsere Kirche und Welt zu sein, auch wenn es uns Mühe bereitet, ein Gleichgewicht herzustellen zwischen unserem Leben am Rande der Gesellschaft und der Treue gegenüber ihrer Mitte.

Zusammengenommen haben Ordensfrauen eine enorme und vielfältige Erfahrung im Dienst am Rande der Gesellschaft. Hatten nicht gerade wir das Privileg, den unterdrückten Völkern beizustehen? Haben sie uns nicht das gelehrt, um zu überleben: Ausdauer, Kreativität, Solidarität, Widerstandskraft und Freude? Wer täglich mit Verlusten lebt, kann uns lehren zu trauern und loszulassen. Er hilft uns auch zu verstehen, wann das Loslassen nicht genügt. Es gibt Strukturen, die Unrecht und Ausgrenzung fördern und die demaskiert und systematisch entfernt werden müssen.

Wie können wir den Wandel steuern? – durch Gemeinschaft

Die Ordensfrauen haben über die Jahre vielerlei Wandel gesteuert, weil wir es gemeinsam getan haben. Wir finden eine solche Stärke ineinander! In den fünfzig Jahren seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat sich unsere Art des Gemeinschaftslebens dramatisch verändert. Es war nicht einfach, die Entwicklung geht noch weiter und in den Vereinigten Staaten stehen wir vor der besonderen Herausforderung, in einer individualistischen Kultur Gemeinschaft herzustellen. Dennoch haben wir unermesslich wertvolle Dinge gelernt.

Durch unsere Führungspositionen stehen wir ständig vor der Herausforderung, ein großes Meinungsspektrum zu berücksichtigen. Wir haben gelernt, Gemeinschaft aus der Vielfalt herzustellen und Unterschiede zu achten. Es ist uns gelungen, abweichenden Meinungen als kraftvollen Wegen zu größerer Klarheit Vertrauen zu schenken. Unser Einsatz für die Gemeinschaft zwingt uns dazu, zusammen nach dem Gemeinwohl streben. In unseren Kongregationen ist es uns gelungen, von einem hierarchisch strukturierten Lebensstil zu einem horizontaleren Modell überzugehen. Das ist wunderbar angesichts der Starrheit, aus der wir hervorgegangen sind. Die partizipierten Strukturen und die Zusammenarbeit in der Ordensleitung, die wir entwickelt haben, haben uns Kraft und Leben geschenkt. Diese Modelle können sehr wohl das Geschenk sein, das wir heute der Kirche und der Welt darbringen.

Zusammen mit der Entwicklung der Gemeinschaft hat sich auch unser Verständnis vom Gehorsam verändert. Das ist für uns besonders wichtig, um eine Antwort auf die Lehnmäßige Beurteilung zu finden. Wie sind wir zu unserem Verständnis von freiem und verantwortlichem Gehorsam gekommen? Eine aufrichtige Antwort auf die Weisung muss unserem eigenen Verständnis von kreativer Treue entspringen. Die Dominikanerin Judy *Schaefer* hat die theologischen Grundlagen dessen, was sie „gemeinschaftlicher Gehorsam“ oder „aufmerksame Jüngerschaft“ nennt, wunderbar zum Ausdruck gebracht. In ihnen spiegelt sich unsere nachkonziliare Erfahrung gemeinschaftlicher Entscheidungsfindung als treue Form des Gehorsams wider. Sie sagt: „Nur wenn alle aktiv beteiligt sind und aufmerksam zuhören, kann die Gemeinschaft sicher sein, dass sie in jedem Augenblick der Geschichte offen und gehorsam geblieben ist gegenüber dem Ruf und der Gnade Gottes“. Haben wir in dieser Versammlung nicht genau das getan? Die Gemeinschaft ist für uns ein weiterer Wegweiser. Unsere Welt hat sich verändert. Das preise ich mit Ihnen in den poetischen Worten von

Alice Walker, die ihrem Buch mit dem Titel *Hard Times Require Furious Dancing* entnommen sind:

Die Welt hat sich gewandelt:

Erwache

☪

spüre den Duft des Möglichen.

Die Welt hat sich gewandelt:

Sie hat sich nicht gewandelt

ohne deine Gebete

ohne deine Entschlossenheit

zu glauben

an Befreiung

☪

Güte;

ohne dein Tanzen

in all den Jahren,

die keinen

Rhythmus hatten.

Die Welt hat sich gewandelt:

Sie hat sich nicht gewandelt

ohne dein Zutun,

deine leidenschaftliche Liebe

zu dir selbst

☪

zum Kosmos.

Sie hat sich nicht gewandelt

ohne deine

Starke.

Die Welt hat sich gewandelt:

Erwache!

Mache dir selbst

einen neuen Tag

zum Geschenk.

65

Wie können wir den Wandel steuern? – gewaltlos

Der Durchbruch eines massiven Paradigmenwandels ist ein gewaltsamer Prozess. Er verlangt die innere Kraft einer gewaltlosen Antwort. Jesus ist

unser Vorbild dafür. Seine radikale Inklusivität verlangte ernsthafte Konsequenzen. Er wurde heftig bekämpft, da er die etablierte Ordnung bedrohte. Dennoch bezeichnete er niemanden als Feind und liebte alle, die ihn verfolgten. Selbst in der scheinbaren Niederlage der Kreuzigung war Jesus kein Opfer. Er stand vor Pilatus und erklärte, dass er die Macht habe, sein Leben hinzugeben und es ihm nicht genommen werde.

Wie sieht die Gewaltlosigkeit nun für uns aus? Sie ist natürlich nicht die Passivität des Opfers. Sie verlangt, einer Macht, die Unrecht tut, zu widerstehen und nicht mit ihr zusammenzuarbeiten. Sie bedeutet jedoch auch, Leiden anzunehmen statt es weiterzugeben. Sie beschämt, tadelt, bedroht oder verteufelt niemanden. Denn die Gewaltlosigkeit verlangt von uns, uns mit unserer eigenen Finsternis und Gebrochenheit anzufreunden statt sie auf andere zu projizieren. Das wiederum verbindet uns mit unserem grundsätzlichen Einssein miteinander, auch im Konflikt. Gewaltlosigkeit ist schöpferisch. Sie lehnt die Annahme von Ultimaten und letzten Worten ohne den Versuch, einen neuen Rahmen abzustecken, ab. Wenn nötig, nennen wir ein Verhalten, das Schaden zufügt, beim Namen und widerstehen ihm, aber ohne Vergeltung. Wir können ein gewisses Maß an Negativität ohne Drama und großes Tamtam ertragen und die Entscheidung treffen, uns nicht darin hineinzusteigern oder zurückzuschlagen. Ich hoffe, dass zumindest ein gewisses Maß an Gewalt mit uns endet.

Sie alle kennen einen Blitzableiter. Der Blitz, die elektrische Entladung, die vom Zusammenprall kalter und warmer Luft erzeugt wird, wirkt potenziell zerstörerisch auf alles, was er trifft. Ein Blitzableiter zieht die Entladung auf sich, leitet und erdet sie und bietet so Schutz. Ein Blitzableiter widersetzt sich der Zerstörungskraft nicht, sondern leitet sie in die Erde ab, wo sie verwandelt wird.

Wie können wir den Wandel steuern? – durch ein Leben in freudiger Hoffnung

Freudige Hoffnung ist das Kennzeichen echter Jüngerschaft. Wir blicken hoffnungsvoll in die Zukunft, obwohl alles dagegenspricht. Die Hoffnung macht uns achtsam gegenüber den Anzeichen für das Hereinbrechen des Reiches Gottes. Jesus beschreibt es im Gleichnis vom Senfkorn.

Lassen Sie uns einen Augenblick darüber nachdenken, was wir über den Senf wissen. Obwohl er auch angebaut werden kann, ist der Senf eine wuchernde Pflanze, also eigentlich Unkraut. Einige Exegeten sagen, dass Jesus mit seiner Rede über das kleine Senfkorn, das zu einem Baum heran-

wächst, der so groß ist, dass die Vögel des Himmels kommen und darin ihre Nester bauen, wohl einen Scherz macht. Es ist lustig, sich vorzustellen, dass Vögel in der kleinen, weichen Senfpflanze Nester bauen. Jesus wollte wohl in Wirklichkeit damit sagen: *Glaubt nur nicht, dass ihr, wenn ihr mir nachfolgt, wie hohe Bäume aussieht. Erwartet nicht, die Zedern des Libanon zu sein oder irgendetwas, das einem großen, angesehenen Reich ähnlich ist. Aber auch die kleine weiche Senfpflanze kann Leben tragen.*

Senf ist meistens Unkraut. Zugegeben, es ist ein schönes und heilkräftiges Unkraut. Senf hat einen starken Geschmack und wunderbare Heilkräfte. Er kann als Heilmittel geerntet werden, und darin besteht sein größter Wert. Aber gewöhnlich ist Senf Unkraut. Er wuchert überall ohne Erlaubnis. Und vor allem lässt er sich nicht eindämmen. Es verbreitet sich unaufhaltsam und kann bebaute Felder völlig überwuchern. Man kann sogar sagen, dass dieses kleine, lästige Unkraut zurzeit Jesu illegal war. Es gab Gesetze, wo es angepflanzt werden durfte, um zu versuchen, es unter Kontrolle zu halten.

Was bedeutet es nun für uns, dass Jesus dieses Bild gebraucht, um das Reich Gottes zu beschreiben? Wir können sehr wohl in freudiger Hoffnung leben, denn es gibt kein politisches oder kirchliches Unkrautvertilgungsmittel, das das Wehen des Geistes Gottes Geist auslöschen kann. Unsere Hoffnung liegt in der absolut grenzenlosen Macht Gottes. Wir, die wir unser Leben der radikalen Nachfolge Jesu weihen, können erwarten, als lästiges Unkraut betrachtet zu werden, das eingedämmt werden muss. Wenn das Unkraut des Reiches Gottes an einer Steile getilgt wird, dann kommt es an anderer Stelle wieder hervor. Ich höre darin die Worte von Erzbischof Oscar Romero: „Wenn man mich tötet, werde ich im Volk von El Salvador wieder auferstehen.“

So leben wir in freudiger Hoffnung und wollen alle und jede Einzelne Unkraut sein. Wir stehen in der Macht des Todes und der Auferstehung Jesu. Ich trage stets ein Wort aus den Tagen der Diktatur in Chile in meinem Herzen: „Sie können ein paar Blumen zertreten, aber sie können den Frühling nicht aufhalten.“

Mit freundlicher Genehmigung entnommen aus:
UISG Bulletin, Nummer 150/2012

67

Die amerikanischen Ordensfrauen werden am 14. April 2013 in Luzern mit dem „Herbert-Haag-Preis für Freiheit in der Kirche“ ausgezeichnet.

Berufungen – Zeichen der Hoffnung aus dem Glauben

Botschaft von Papst Benedikt XVI. zum 50. Weltgebetstag um geistliche Berufungen am 21. April 2013, 4. Sonntag der Osterzeit

Liebe Brüder und Schwestern!

Zum 50. Weltgebetstag für geistliche Berufungen, der am vierten Sonntag der Osterzeit, dem 21. April 2013, begangen wird, möchte ich Euch dazu einladen, das Thema „Berufungen – Zeichen der Hoffnung aus dem Glauben“ zu bedenken, das sich gut in den Kontext des Jahres des Glaubens und des 50. Jahrestags der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils einfügt. Der Diener Gottes Paul VI. hat während der Konzilsversammlung diesen Tag der vereinten Anrufung Gottes, des Vaters, eingeführt, damit der Herr weiterhin Arbeiter für seine Kirche sende (vgl. *Mt* 9,38). „Das Problem der ausreichenden Zahl von Priestern“, betonte damals der Papst, „geht alle Gläubigen unmittelbar an: nicht nur weil davon die religiöse Zukunft der christlichen Gesellschaft abhängt, sondern auch weil dieses Problem der präzise und unerbittliche Indikator für die Vitalität des Glaubens und der Liebe der einzelnen Pfarrgemeinden und Diözesen sowie Zeugnis für die sittliche Gesundheit der christlichen Familien ist. Wo Priester- und Ordensberufungen in großer Zahl erblühen, dort lebt man großzügig nach dem Evangelium“ (Paul VI., *Radiobotschaft*, 11. April 1964).

In diesen Jahrzehnten haben sich die verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften auf der ganzen Welt jedes Jahr am vierten Sonntag der Osterzeit geistlich miteinander verbunden, um von Gott die Gabe heiliger Berufungen zu erleben und um erneut zu gemeinsamem Nachdenken über die Dringlichkeit der Antwort auf den göttlichen Ruf anzuregen. Dieser bedeutsame jährliche Termin hat tatsächlich ein starkes Engagement gefördert, die Wichtigkeit der Berufungen zum Priestertum und zum gottgeweihten Leben immer mehr in das Zentrum der Spiritualität, des seelsorglichen Handelns und des Gebetes der Gläubigen zu rücken.

Die Hoffnung besteht in der Erwartung von etwas Positivem für die Zukunft, das aber zugleich unser nicht selten von Unzufriedenheit und Misserfolgen gekennzeichnetes Heute stützen soll. Worauf gründet sich

unsere Hoffnung? Im Blick auf die Geschichte des Volkes Israel, die im Alten Testament erzählt wird, sehen wir, dass selbst in Zeiten größter Not, wie etwa im Exil, ein bleibendes Element hervortritt, auf das vor allem die Propheten immer wieder hinweisen: die Erinnerung an die Verheißungen Gottes an die Patriarchen; eine Erinnerung, die dazu auffordert, das beispielhafte Verhalten Abrahams nachzuahmen, von dem der Apostel Paulus sagt: „Gegen alle Hoffnung hat er voll Hoffnung geglaubt, daß er der Vater vieler Völker werde, nach dem Wort: So zahlreich werden deine Nachkommen sein“ (*Röm* 4,18). Eine tröstliche und erhellende Wahrheit, die aus der gesamten Heilsgeschichte hervorgeht, ist also die Treue Gottes zu dem Bund, den er eingegangen ist und den er jedesmal erneuert hat, wenn der Mensch ihn durch Untreue, durch Sünde gebrochen hat, von der Zeit der Sintflut an (vgl. *Gen* 8,21–22) bis zur Zeit des Exodus und der Wanderung durch die Wüste (vgl. *Dtn* 9,7); die Treue Gottes, die so weit ging, den neuen und ewigen Bund mit dem Menschen durch das Blut seines Sohnes zu besiegeln, der zu unserem Heil gestorben und auferstanden ist.

Auf den treuen Gott vertrauen

In jedem Augenblick, vor allem in den schwierigsten, ist es immer die Treue des Herrn – die eigentliche treibende Kraft der Heilsgeschichte –, welche die Herzen der Männer und Frauen bewegt und sie in der Hoffnung stärkt, eines Tages in das „gelobte Land“ zu kommen. Hierin besteht das sichere Fundament jeder Hoffnung: Gott lässt uns nie allein, und er ist seinem Wort treu, das er einmal gegeben hat. Aus diesem Grund können wir in jeder Situation, mag sie nun glücklich oder widrig sein, eine verlässliche Hoffnung nähren und mit dem Psalmisten beten: „Bei Gott allein kommt meine Seele zur Ruhe; denn von ihm kommt meine Hoffnung“ (*Ps* 62,6). Hoffnung zu haben, bedeutet also, auf den treuen Gott zu vertrauen, der die Versprechen des Bundes einhält. So sind Glaube und Hoffnung aufs engste miteinander verbunden. „Hoffnung“ ist in der Tat ein Zentralwort des biblischen Glaubens; so sehr, dass die Wörter Glaube und Hoffnung an verschiedenen Stellen als austauschbar erscheinen. So verbindet der *Brief an die Hebräer* die „Fülle des Glaubens“ (10,22) und „das unwandelbare Bekenntnis der Hoffnung“ (10,23) ganz eng miteinander. Auch wenn der *Erste Petrus-Brief* die Christen dazu auffordert, jederzeit zur Antwort bereit zu sein über den Logos – den Sinn und Grund – ihrer Hoffnung (vgl. 3,15), ist „Hoffnung“ gleichbedeutend mit „Glaube“ (*Enzyklika Spe salvi*, Nr. 2).

Liebe Brüder und Schwestern, worin besteht nun die Treue Gottes, der wir uns in fester Hoffnung anvertrauen sollen? In seiner Liebe. Er, der der Vater ist, gießt durch den Heiligen Geist in unser tiefstes Ich seine Liebe ein (vgl. *Röm* 5,5). Und eben diese Liebe, die sich in ihrer Fülle in Jesus Christus gezeigt hat, fragt unsere Existenz an, verlangt eine Antwort darüber, was jeder mit seinem Leben tun will, was er ins Spiel zu bringen bereit ist, um es vollkommen zu verwirklichen. Die Liebe Gottes geht manchmal unerfindliche Wege, erreicht aber immer diejenigen, die sich finden lassen. Die Hoffnung nährt sich also aus dieser Sicherheit: „Wir haben die Liebe, die Gott zu uns hat, erkannt und gläubig angenommen“ (*1 Joh* 4,16). Diese anspruchsvolle, tiefe Liebe, die weiter reicht als die Oberflächlichkeit, macht uns Mut, stimmt uns zuversichtlich für den Lebensweg und die Zukunft, schenkt uns Selbstvertrauen wie auch Vertrauen in die Geschichte und gegenüber den anderen. Ich möchte mich besonders an Euch Jugendliche wenden und Euch noch einmal sagen: „Was wäre Euer Leben ohne diese Liebe? Gott sorgt für den Menschen von der Schöpfung bis zum Ende der Zeiten, wenn er seinen Heilsplan vollenden wird. Im auferstandenen Herrn haben wir die Gewissheit unserer Hoffnung“ (*Ansprache an die Jugendlichen der Diözese San Marino-Montefeltro*, 19. Juni 2011).

Lebensgemeinschaft mit Jesus als Ort der Hoffnung

Wie schon während seines Erdenlebens, so geht Jesus, der Auferstandene, auch heute an den Wegen unseres Lebens entlang und sieht uns, vertieft in unsere Aktivitäten, mit unseren Sehnsüchten und unseren Nöten. Gerade im Alltag richtet er sein Wort an uns; er ruft uns, unser Leben zu verwirklichen mit ihm, der allein fähig ist, unseren Durst nach Hoffnung zu stillen. Er, der in der Gemeinschaft der Jünger, der Kirche, lebt, ruft auch heute, ihm zu folgen. Und dieser Aufruf kann jederzeit eintreffen. Auch heute wiederholt Jesus: „Komm, folge mir!“ (*Mk* 10,21). Um dieser Einladung zu folgen, ist es notwendig, nicht mehr selbst den eigenen Weg zu wählen. Nachfolge bedeutet, den eigenen Willen in den Willen Jesu einzusenken, ihm wirklich den Vorrang zu geben, ihm den ersten Platz einzuräumen gegenüber allem, was Teil unseres Lebens ist: gegenüber der Familie, der Arbeit, den persönlichen Interessen und gegenüber sich selbst. Es bedeutet, das eigene Leben ihm zu übergeben, in tiefer Vertrautheit mit ihm zu leben, durch ihn im Heiligen Geist in die Gemeinschaft mit dem Vater einzutreten und – folglich – in die mit den Brüdern und Schwestern.

Diese Lebensgemeinschaft mit Jesus ist der bevorzugte „Ort“, wo die Hoffnung zu erfahren ist und wo das Leben frei und erfüllt sein wird!

Die Priester- und Ordensberufungen gehen aus der Erfahrung einer persönlichen Begegnung mit Christus hervor, aus dem ehrlichen und vertrauten Gespräch mit ihm, um in seinen Willen einzutreten. Es ist also notwendig, in der Glaubenserfahrung zu wachsen, im Sinne einer tiefen Beziehung zu Jesus, eines inneren Hörens auf seine Stimme, die in uns erklingt. Dieser Weg, der zur Annahme des Rufes Gottes fähig macht, kann innerhalb christlicher Gemeinschaften geschehen, die ein intensives Glaubensklima leben, ein großzügiges Zeugnis der Treue zum Evangelium geben und eine missionarische Leidenschaft besitzen, die zur vollkommenen Selbsthingabe für das Reich Gottes anregt; die Nahrung für diesen Weg kommt aus der Teilnahme an den Sakramenten, vor allem an der Eucharistie, und aus einem glühenden Gebetsleben. Letzteres „muss [...] einerseits ganz persönlich sein, Konfrontation meines Ich mit Gott, dem lebendigen Gott. Es muss aber andererseits immer wieder geführt und erleuchtet werden von den großen Gebetsworten der Kirche und der Heiligen, vom liturgischen Gebet, in dem der Herr uns immer wieder recht zu beten lehrt“ (*Enzyklika Spe salvi*, Nr. 34).

Betend in der Glaubenserfahrung wachsen

Das beständige und innige Gebet lässt den Glauben der christlichen Gemeinschaft wachsen, in der immer neuen Gewissheit, dass Gott sein Volk niemals verlässt und dass er es unterstützt, indem er besondere Berufungen zum Priestertum und zum gottgeweihten Leben erweckt, damit sie Zeichen der Hoffnung für die Welt seien. Die Priester und Ordensleute sind nämlich berufen, sich bedingungslos für das Volk Gottes hinzugeben, in einem Liebesdienst für das Evangelium und für die Kirche, in einem Dienst zugunsten jener festen Hoffnung, die nur das Sich-Öffnen für die Sichtweite Gottes zu geben vermag. Deshalb können sie mit dem Zeugnis ihres Glaubens und mit ihrem apostolischen Eifer besonders den jungen Menschen den lebhaften Wunsch übertragen, auf Christi Ruf in die engere Nachfolge großherzig und unverzüglich zu antworten. Wenn ein Jünger Jesu den göttlichen Ruf annimmt, sich dem priesterlichen Dienst oder dem gottgeweihten Leben zu widmen, zeigt sich darin eine der reifsten Früchte christlicher Gemeinschaft, die hilft, mit besonderer Zuversicht und Hoffnung auf die Zukunft der Kirche und ihr Engagement der Evangelisierung zu schauen. Dieses braucht ja immer neue Arbeiter für die Verkündigung

des Evangeliums, für die Feier der Eucharistie und für das Sakrament der Versöhnung. Möge es darum nicht an eifrigen Priestern fehlen, die es verstehen, als „Weggefährten“ die Jugendlichen zu begleiten, um ihnen zu helfen, auf dem manchmal verschlungenen und dunklen Lebensweg Christus, den Weg, die Wahrheit und das Leben zu erkennen (vgl. *Joh* 14,6); um ihnen mit dem Mut, der aus dem Evangelium kommt, die Schönheit des Dienstes für Gott, für die christliche Gemeinschaft und für die Brüder und Schwestern vor Augen zu führen – Priester, welche die Fruchtbarkeit eines begeisterten Einsatzes zeigen, der dem eigenen Leben ein Empfinden der Fülle verleiht, weil es auf den Glauben an den gründet ist, der uns zuerst geliebt hat (vgl. *1 Joh* 4,19). Ebenso hoffe ich, dass die Jugendlichen inmitten so vieler oberflächlicher und kurzlebiger Angebote die Anziehungskraft für die Werte, die hohen Ziele, die radikalen Entscheidungen zu bewahren wissen, für einen Dienst an den anderen auf den Spuren Jesu. Liebe junge Freunde, habt keine Angst, ihm nachzufolgen und die anspruchsvollen und mutigen Wege der Nächstenliebe und des großzügigen Einsatzes zu gehen! So werdet Ihr glücklich sein im Dienen, Zeugen jener Freude, die die Welt nicht geben kann, werdet Ihr lebendige Flammen einer unendlichen und ewigen Liebe sein und lernen, „jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“ (*1 Petr* 3,15)!

Aus dem Vatikan, am 6. Oktober 2012

Die Benediktsregel – „eine Anleitung zum nachhaltigen Leben“¹

Benediktinerklöster als Modelle für nachhaltiges Denken und Handeln

Ein Bericht über das Forschungsprojekt „Umgang mit der Schöpfung“ (UmiS) von Georg Winkler und Michael Rosenberger

Auch heuer wieder werden Menschen rund um den Globus von Wetterkapriolen heimgesucht. Ob es die beinahe jährlich auftretenden Starkregen und mit ihnen verbundenen Überschwemmungen und Murenabgänge in unseren Breiten – dieses Jahr in der Steiermark – sind oder die Dürren in den USA und anderen Teilen der Erde, sie alle lassen keinen Zweifel aufkommen: Der Klimawandel ist nicht nur eine Gewissheit, wir stecken schon mitten darin!

Bei der Konferenz für Umwelt und Entwicklung der Vereinten Nationen 1992 in Rio de Janeiro hat man diesen Entwicklungen ein Programm entgegengestellt: Nachhaltigkeit. Durch die Balance von Umwelt, Sozialem und Wirtschaft soll ein Weg in eine zukunftsfähige Gesellschaft gewiesen werden. Heutzutage ist Nachhaltigkeit schon längst kein rein politischer und wissenschaftlicher Begriff mehr, er ist beinahe allgegenwärtig: Ob bei Sonntagsreden oder in der Werbung, nahezu alles und jedes soll nachhaltig gestaltet werden. Die Realität sieht jedoch anders aus: Obwohl viel von Nachhaltigkeit die Rede ist, fällt der Praxisbefund dürftig aus.

Um Nachhaltigkeit in die Praxis umzusetzen braucht es mehr als politische Bekenntnisse, technische Erneuerungen oder gutes Marketing – es braucht einen neuen Lebens- und Wirtschaftsstil! Seit jeher sind es die Religionen, welche den Menschen diesbezüglich Orientierung bieten wollen. Klöster stellen dabei Orte konzentrierter christlicher Lebensführung dar. Insbesondere in Benediktinerklöstern wird versucht, geistliches Leben und Wirtschaften in Einklang zu bringen. Können sie als Modelle für einen nachhaltigen Lebensstil dienen?

¹ Zitat eines im Rahmen des Forschungsprojektes UmiS interviewten Mönchs zur Benediktsregel.

1. Kurze Vorstellung des Forschungsprojektes UmiS

Welche Rolle spielt Nachhaltigkeit für die wirtschaftlichen und pädagogischen Aktivitäten von Benediktinerklöstern? In wie weit hat das Leitbild der Nachhaltigkeit in das Denken der Mönche Einzug gehalten? Auf welche Weise wird es mit der eigenen Spiritualität verknüpft? Kurzum: Wie gehen Benediktiner mit Nachhaltigkeit um? Diese Frage stand im Mittelpunkt des Forschungsprojektes „Umgang mit der Schöpfung“, kurz UmiS. Von Jänner 2009 bis Mitte 2012 widmete sich ein gut 15 Köpfe umfassendes Team von WissenschaftlerInnen unter der Leitung von Prof. Bernd Freyer (BOKU Wien) diesem Forschungsanliegen. Finanziell getragen wurde es vom Fonds zur Förderung wissenschaftlicher Forschung (FWF) über das Förderprogramm ProVision des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung.

Bevor wir die Ergebnisse des Projekts darstellen, möchten wir einen Blick auf das Projekt selbst, seine methodischen Annahmen und Herangehensweisen werfen. Diese Einblicke sollen ermöglichen, die anschließenden Forschungsergebnisse besser einordnen und beurteilen zu können.

1.1 Bewusste Wahl der Benediktinerklöster

Auch wenn es zweifelsohne ähnlich spannend wäre, andere Orden zu untersuchen, hat sich das Forschungsteam dennoch bewusst für Benediktinerklöster entschieden. Einerseits ist es die starke Einbettung von wirtschaftlichen Tätigkeiten in die Spiritualität, welche Benediktinerklöster in Bezug auf Nachhaltigkeit als Forschungsfeld prädestiniert. Wirtschaften ist integraler Bestandteil benediktinischer Spiritualität, weshalb Arbeiten keineswegs nur einen kleinen, vernachlässigbaren Teil des benediktinischen Lebens darstellt. Was die Mönche mit ihrer Hände Arbeit erwirtschaften (RB 48,8), davon allein soll das Kloster idealiter seinen Bestand sichern (RB 66,6). Benediktinerklöster haben von daher immer schon mit den Bereichen Ökonomie, Ökologie und Soziales zu tun – weshalb sich die Frage stellt: Agieren sie dabei nachhaltig?

Um das Forschungsanliegen nicht nur theoretisch, sondern auch in der Wirklichkeit untersuchen zu können, wurden sechs Benediktinerklöster als Partner ins Boot geholt: die vier österreichischen Benediktinerstifte *Altenburg*, *Kremsmünster*, *Seitenstetten* und *St. Paul* sowie die beiden deutschen Abteien *Münsterschwarzach* und *Plankstetten*. Sie erklärten sich zu wissenschaftlichen Untersuchungen bereit und unterstützten das Unternehmen UmiS auch in vielerlei anderer Hinsicht.

1.2 Eine Frage aus vielen Perspektiven

Das Forschungsprojekt UmiS hat bewusst einen interdisziplinären Zugang gewählt – und das nicht zufällig: Einerseits ist die interdisziplinäre Herangehensweise dem Leitbild der Nachhaltigkeit geschuldet. Integraler Bestandteil des Nachhaltigkeitsgedankens ist es, Angelegenheiten vernetzt zu betrachten. Dem folgend galt es auch im Forschungsprojekt, den klösterlichen Umgang mit der Schöpfung aus mehreren Perspektiven zu untersuchen.

Andererseits sind es die Benediktinerklöster selbst, welche einen multiperspektivischen Ansatz geradezu aufdrängen. Benediktinerklöster sind vielschichtige und komplexe Institutionen. Monoperspektivische Betrachtungen – und seien sie noch so reflektiert – neigen daher unweigerlich zu Reduktionen. Die unterschiedlichen, einander korrigierenden Perspektiven sollten dem Forschungsteam helfen, einen möglichst unverfälschten Einblick in die Klöster zu bekommen.

Aus diesen Gründen waren es nicht weniger als sechs verschiedene Wissenschaftsdisziplinen, welche im Projekt UmiS gemeinsam arbeiteten: Das Zusammenspiel von Soziologie und Theologie, Ökonomie und Ökologie, Geschichtswissenschaft und Pädagogik sollte gewährleisten, den genannten Komplexitäten gerecht zu werden.²

1.3 Die Klöster: mehr als nur Forschungsobjekte

Zusätzlich zum interdisziplinären Ansatz legte das Projektteam Wert auf Transdisziplinarität. Das bedeutet, dass die Klöster nicht als simple „Forschungsobjekte“ erhalten mussten, welche auf dem Seziertisch der Wissenschaft auf Herz und Nieren geprüft wurden. Vielmehr waren sie wirkliche Projektpartner und als solche auch aktiv in den Forschungsprozess eingebunden. Manifest wurde dieses Engagement vor allem durch die Mitarbeit der Klostersprecher Pater Michael *Hüttl* (Altenburg) und Frater Maximilian *Tuschel* (St. Paul). Diese nahmen an den regelmäßig stattfindenden Projektsitzungen teil und brachten ihre spezifische klosterinterne

² Forschungspartner im Projekt UmiS waren folgende Einrichtungen: Institut für ökologischen Landbau und das Institut für Marketing und Entwicklung (beide BOKU Wien), Institut für Geschichte (Universität Wien), Institut für Moralthologie (Katholisch-Theologische Privatuniversität Linz), Sustainability Research Consulting München, Verein der Freunde der PILGRIM-Schulen.

Expertise ein. Sowohl bei der Ausarbeitung der Erhebungsmethoden als auch bei der Analyse von Ergebnissen gaben sie hilfreiche Ergänzungen, Korrekturen und Anregungen und erwiesen sich dadurch als äußerst inspirierende und unverzichtbare Mitglieder der Forschungsgruppe.

1.4 Den Klöstern im Gespräch auf der Spur

Die Vielzahl der wissenschaftlichen Perspektiven brachte verschiedene, sich ergänzende Methoden mit sich. So wurden einerseits literarische Quellen studiert, seien es historische Dokumente der Klosterbibliotheken oder die Regel Benedikts. Andererseits wurden in den Bereichen der Forst- und Landwirtschaft als auch das Marketing der Klöster betreffend quantitative Daten erhoben. Der mit Abstand größte Teil des Datenmaterials wurde mittels sogenannter qualitativer Interviews gesammelt. Dabei handelt es sich um Interviews, welche – im Gegensatz zur quantitativen Sozialforschung – durch offen gestellte Fragen die Interviewpartner dazu einladen, frei von ihren eigenen Einschätzungen und Erfahrungen zu erzählen. Nicht die Perspektiven der Forschenden, sondern die Vorstellungen und Eindrücke der Interviewten selbst sollen auf diese Weise im Vordergrund stehen. Im Rahmen des Forschungsprojektes führten Valentina *Aversano-Dearbon* und Georg *Winkler* 34 qualitative Interviews, einerseits mit Personen der Leitungsebene, andererseits aber auch mit Mönchen ohne spezifisches Amt sowie mit Angestellten der Klöster. Um einen möglichst ganzheitlichen Eindruck zu bekommen, besuchten sie die verschiedenen Partnerklöster für je eine Woche.³

Im Anschluss an die Forschungsaufenthalte ging das Team daran, die digital aufgezeichneten Interviews zu transkribieren und sie nach einem eigens konzipierten Muster in einer Erstanalyse auszuwerten. In einem zweiten Schritt wurden alle Interviews des jeweiligen Klosters gemeinsam analysiert, um auf diese Weise Gesamtbilder der sechs Partnerklöster zu bekommen. Diese Auswertungen dienen den verschiedenen Disziplinen als Basis für ihre fachspezifischen Untersuchungen, deren Ergebnisse nun im Folgenden vorgestellt werden.

³ Dank sei an dieser Stelle allen Partnerklöstern ausgesprochen, welche den Forschungsaufenthalt nicht nur finanziell, sondern auch weit darüber hinaus unterstützten und auf diese Weise maßgeblich zum Gelingen beitrugen.

2. Forschungsergebnisse von UmiS

Wie es sowohl der Forschungsgegenstand, die Benediktinerklöster, als auch der interdisziplinäre Zugang vermuten lassen, sind die Forschungsergebnisse des Projekts sehr vielschichtiger und komplexer Natur. Im Folgenden sollen die wesentlichen Eckpunkte mit theologischem Schwerpunkt präsentiert werden.

2.1 Nachhaltigkeit in Denken und Handeln der Klöster

Das Thema Nachhaltigkeit ist nicht nur in der breiten Öffentlichkeit, sondern auch in den Klöstern angekommen. Alle Partnerklöster setzten sich mit Nachhaltigkeit auseinander – wenn auch mehr oder weniger bewusst und in unterschiedlicher Intensität. Das betrifft einerseits die Praxis: Generell lässt sich festhalten, dass auf nachhaltige Praktiken viel Wert gelegt wird. Seien es Substanz und Ressourcen schonende bzw. erhaltende Maßnahmen im Bereich der Land- und Forstwirtschaft, der Energiegewinnung oder des Gebäudemanagements, wirtschaftliche Kreisläufe, insbesondere im Bereich der biologischen Landwirtschaft, und die bewusste Übernahme regionaler Verantwortung in geistig-spiritueller, aber auch wirtschaftlicher Hinsicht: Nachhaltigkeit findet sich in vielen Bereichen klösterlichen Agierens. Nichtsdestotrotz können sowohl unterschiedliche Prioritätensetzungen als auch blinde Flecken beobachtet werden. So wird etwa in den Klosterküchen noch auffallend wenig Wert auf biologisch produzierte bzw. fleischarme Kost gelegt – und das, obwohl Ernährung in der Benediktsregel ein prominentes Thema ist! Als positives Beispiel lassen sich hingegen die Heizungen anführen: Alle sechs Klöster bestritten den maßgeblichen Teil ihrer Wärmeenergie über erneuerbare Energiequellen – in Anbetracht der Energiemengen ein wichtiger Beitrag!

Nicht nur im tatsächlichen Agieren, sondern auch im Denken der Mönche spielt Nachhaltigkeit eine Rolle. Diesbezüglich lassen sich ebenso starke Unterschiede festhalten: Während sich einige Mönche schon intensiv mit diesem Thema auseinandergesetzt und Nachhaltigkeit nicht nur allgemein, sondern auch auf ihren spezifisch benediktinischen Zugang hin reflektiert haben, scheint dieses Thema bei anderen weit weniger Spuren hinterlassen zu haben. Entscheidend ist dabei, den Mönchen gut zuzuhören. Nur weil jemand das Wort Nachhaltigkeit nicht verwendet, bedeutet es noch lange nicht, dass ihm dieser Begriff inhaltlich fremd ist. Oftmals sind es spirituelle oder theologische Begriffe wie Maßhalten, Demut oder

Schöpfungsverantwortung, welche das Reden und Denken der Mönche prägen und in welchen auch nachhaltige Denkmuster zum Ausdruck gebracht werden. Das mag ein wesentlicher Grund dafür sein, weshalb Nachhaltigkeit vielfach unbewusst praktiziert wird: Die Klöster agieren in einigen Bereichen zwar nachhaltig, ohne dieses Engagement jedoch mit dem Begriff Nachhaltigkeit in Verbindung zu bringen.

2.2 Impulse für Nachhaltigkeit in der Benediktsregel

Dass Benediktinerklöster sich in ihrem Denken und Handeln an Kriterien der Nachhaltigkeit orientieren, hat nicht alleine mit der Rezeption aktueller Entwicklungen zu tun, sondern ebenso mit den eigenen spirituellen Wurzeln. Die Benediktsregel bietet eine Vielzahl von verblüffend direkten Anknüpfungspunkten an das Leitbild der Nachhaltigkeit:

– Ressourcen schonen und einsparen ist wesentlicher Aspekt von Nachhaltigkeit. Dem ständig verfügbaren Überfluss unserer Zeit hält Benedikt eindringlich entgegen: Es muss nicht viel sein oder gar immer mehr – entscheidend ist, dass es genügt! „Maßvoll“ ist für ihn das entscheidende Wort. Jeder soll so viel bekommen, wie er individuell für sein seelisches und körperliches Wohl benötigt – nicht weniger, aber auch nicht mehr (RB 34). Benedikt betont dabei den Gemeinschaftsbesitz und bricht eine Lanze für einen ehrfürchtigen Umgang mit den Dingen. Die Mönche sollen selbst mit dem profansten Alltagsgerät umgehen als wäre es „heiliges Altargerät“ (RB 31,10) – nicht (nur), weil der sorgfältige Umgang mit Besitz für das Überleben der Gemeinschaft entscheidend ist, sondern weil alles Teil der Schöpfung Gottes ist!

– Neben Ökologie sind Ökonomie und soziale Belange die beiden wichtigen „Säulen“ von Nachhaltigkeit. Für Benedikt steht außer Zweifel: Ein Kloster muss sich wirtschaftlich erhalten, in erster Linie zählt jedoch das Wohl der Menschen! Das wird etwa beim Verkauf klösterlicher Produkte sichtbar: Er weist seine Mönche an, etwas billiger zu verkaufen als üblich (RB 57,8), um auf diese „faire“ Weise das Wohl des Verkäufers als auch das des Käufers zu gewährleisten. In Bezug auf die „innerbetrieblichen“ Verhältnisse führt Benedikt aus, wie der Abt seine Mönche führen soll. Er mahnt ihn, auf die individuellen Stärken und Schwächen seiner Brüder zu achten (RB 2,31) und bei Entscheidungsprozessen alle Mönche zu hören, ja sogar auch die jüngsten (RB 3,3)! Generell führe der Abt „mehr durch sein Leben als durch sein Reden“ (RB 2,12) – mit anderen Worten: Glaubwürdigkeit ist gefragt!

– Auch die Zeit Benedikts war von starker Mobilität geprägt. In seiner Regel setzt er dieser sein Konzept der *stabilitas* entgegen, welches die Mönche an ein Kloster bindet, sie in einem konkreten Ort und in einer konkreten Gemeinschaft verwurzelt und ihnen damit den Weg zu einer gefestigten Persönlichkeit bereiten soll. In diesem Sinne geht es Benedikt um bewusstes und überlegtes Reisen, das der Persönlichkeitsentwicklung dient. Reisen nur um vor den Mitbrüdern prahlen zu können, lehnt Benedikt strikt ab (RB 67,5). Darüber hinaus hat *stabilitas* auch zur Folge, dass das Kloster als Ganzes stark in der Region verwurzelt ist. In logischer Konsequenz weist Benedikt das Kloster an, auf lokal verfügbare Ressourcen zurückzugreifen (RB 49,8; 66,6) – auch heutzutage ein starkes Votum für regionalen Handel!

– Nicht zuletzt bietet Benedikts Umgang mit dem Thema Zeit Impulse für Nachhaltigkeit. Die erschreckende Zahl an Menschen, welche Burn-out oder Erschöpfungszuständen leiden, weist unmissverständlich darauf hin, dass unser Umgang mit Zeit im Argen liegt. Benedikt betont dabei die Bedeutung des Rhythmus: Sowohl der Tag als auch das ganze Jahr sind in fixe Rhythmen geregelt. Auf diese Weise soll jeder Mönch genügend Zeit für sich selbst als auch für die Gemeinschaft, die Arbeit, die Mahlzeiten, Schlaf und natürlich Gebet haben; für ihn hat alles seine Zeit! So schafft er eine Balance, die dem Menschen dient.

2.3 Benediktinische Spiritualität: ein Katalysator für Nachhaltigkeit

Man würde einem schweren Trugschluss aufsitzen, ginge man davon aus, dass aus den Impulsen der Benediktsregel notwendigerweise vorbildhaftes Denken und Handeln im Sinne des Leitbilds Nachhaltigkeit folgt. Denn wie einer unserer Mönche klar festhielt: Der Begriff Nachhaltigkeit „kommt in der Regel des heiligen Benedikt nicht vor“⁴. Seit Jahrhunderten meditieren und interpretieren Mönche die Benediktsregel. Sie durch die Brille der Nachhaltigkeit zu betrachten zählt dabei definitiv nicht zu den altbewährten.

Diese Überlegungen decken sich mit unseren Ergebnissen. Der Blick auf jene Klöster, welche sich sowohl in praktischer wie auch theoretischer Hinsicht schon intensiver mit Nachhaltigkeit auseinandergesetzt haben, ergibt ein klares Bild: Entscheidend für dauerhafte Veränderungen in Hinblick auf den Umgang mit Nachhaltigkeit waren stets Anstöße von außen! Nicht gemeinsame Überlegungen über die zukünftige Entwicklung des Klosters

⁴ Zitat eines im Rahmen des Forschungsprojektes UmiS interviewten Mönchs.

oder die schlichte Lektüre der eigenen Regel gaben die notwendigen Anregungen. Vielmehr waren es Seminare, Gastvorträge oder Ähnliches, welche zu Initialzündungen wurden.

Das bedeutet jedoch nicht, dass es sich dabei um Prozesse fernab der eigenen Spiritualität handelte – ganz im Gegenteil! Die Anstöße kamen von außen, doch essentiell war, dass diese auf fruchtbaren Boden fielen. In allen Klöstern konnten wir beobachten, dass im Anschluss an diese Initialzündungen intensive interne Prozesse folgten. Die Klostergemeinschaften haben sich – wenn auch auf unterschiedliche Weise – mit Nachhaltigkeit beschäftigt und sie bewusst in Bezug zur eigenen Spiritualität gesetzt. Auf diese Weise verinnerlichten die Klostergemeinschaften die Impulse von außen und konnten sie in weitreichendes und anhaltendes Engagement umsetzen. Die Reflexion der Regel mit Blick auf die neuen Herausforderungen ließ die Konvente erkennen, dass Engagement für Nachhaltigkeit für sie gelebte Spiritualität im Hier und Jetzt bedeutet. Die benediktinische Spiritualität diente den Klöstern nicht als Initiator, aber als entscheidender Katalysator für nachhaltiges Handeln!

2.4 Ein neuer Lebensstil: auch im Kloster eine heikle Frage

Der Weg zu einer nachhaltigen Gesellschaft bedarf einer Vielzahl von Veränderungen, sowohl die Technik, Strukturen als auch alltägliche Verhaltensmuster und Lebensorientierungen betreffend. Keiner dieser Bereiche ist verzichtbar. Doch wie steht es um ihre Umsetzungsmöglichkeiten? Der Blick auf die Klöster bietet dabei erhellende Erkenntnisse.

Nimmt man die Umstellungen und Aktivitäten der Klöster in Richtung Nachhaltigkeit unter die Lupe, lässt sich ganz klar festhalten: Je weniger der persönliche Lebensstil der Mönche durch Veränderungen betroffen ist, desto unkomplizierter gestaltet sich die Umsetzung. Je stärker jedoch individuelle Lebensbereiche der Mönche und der eigene Lebensstil betroffen sind, desto konfliktgeladener und mühsamer fallen Innovationen aus.

Dieses Muster lässt sich sehr gut an den Beispielen Heizung und Ernährung veranschaulichen. Alle Partnerklöster des Projektes UmiS verfügen über eine Hackschnitzelheizung – und das schon teilweise sehr lange. Die Umstellung von ölbetriebenen Heizungen zu Biomasseanlagen gestaltete sich dabei im Großen und Ganzen reibungslos – nicht zuletzt deswegen, weil sich für die Endbenutzer nichts änderte. Ob mit fossilen Energien oder über Hackschnitzel betrieben, für die Heizung der eigenen Zelle macht das keinen Unterschied. In manchen unserer Partnerklöster wurde

daraufhin vorgeschlagen, den Energiebedarf generell zu reduzieren, indem die Raumtemperatur etwa um ein Grad gesenkt werden soll. Die Reaktion: Ein Großteil der Mönche äußerte große Vorbehalte.

Im Ernährungsbereich lassen sich ähnliche Beobachtungen festhalten. Dass ökologisch produzierte Nahrungsmittel gekauft werden sollen, darin besteht in den Konventen relativ schnell Konsens – doch nur solange sich der Speiseplan nicht ändert. Selbst für Konvente, welche in Hinblick auf ihre Ernährung hoch sensibilisiert sind, ist es nahezu ein Ding der Unmöglichkeit, den Fleischanteil der Mahlzeiten zu reduzieren.

2.5 Die Pfarrseelsorge bindet viele Kräfte

Der Vergleich der beiden deutschen Klöster mit den österreichischen Abteien lässt einen sehr eklatanten Unterschied zu Tage treten. Woran liegt es, dass sich die österreichischen Partnerklöster durch die Bank schwerer tun?

Die Ergebnisse des Forschungsprojektes UmiS weisen stark darauf hin, dass es sich dabei um eine Spätfolge der josephinischen Reformen handelt. Während die österreichischen Stifte meist viele Pfarren betreuen, sind es bei ihren deutschen Ordensbrüdern meist nur ein paar wenige. Dieser Unterschied spiegelt sich auch in der Konventstruktur wider: Im Gegensatz zu Österreich, wo sich die Konvente fast ausschließlich aus Priestern zusammensetzen, sind Laienbrüder in den deutschen Benediktinerklöstern eine fixe Größe in der Gemeinschaft.

Diese starke pfarrseelsorgliche Ausrichtung wirkt sich auf mehrere Weisen hemmend für ein intensives Nachhaltigkeitsengagement aus: Einerseits bindet die Pfarrseelsorge sehr viele Ordensleute. Ein Großteil der österreichischen Konvente hat Verpflichtungen in einer oder mehreren Pfarren, weshalb sie teilweise auch nicht im Kloster wohnen. Die Mönche können daher immer seltener selbst die Leitung klostereigener Betriebe übernehmen geschweige denn selbst in diesen mitarbeiten. Daraus resultiert, dass die Konvente für die Produktionsweisen ihrer Betriebe einerseits weniger sensibel sind, andererseits etwaige Veränderungen aufgrund mangelnder Personen, die sich dafür einsetzen könnten, mühsamer werden. Zudem bereitet es den Stiften zusehends große Schwierigkeiten, die pfarrseelsorglichen Aufgaben zu erfüllen. Sich für Innovationen für Nachhaltigkeit einzusetzen würde daher bedeuten, sich zur ohnehin hohen Arbeitslast zusätzliche Aufgaben aufzuhalsen.

3. Inwiefern können Benediktinerklöster Modelle sein? Schlussfolgerungen

In Anbetracht der Forschungsergebnisse des Projektes UmiS kann konstatiert werden, dass auch Benediktinerklöster keine perfekten Horte der Nachhaltigkeit sind. Das soll jedoch nicht heißen, dass sie schlecht abschneiden – ganz im Gegenteil! Viele Unternehmungen weisen in eine sehr erfolgversprechende Zukunft. Und eben weil sie nicht perfekt sind, sondern vor den gleichen Problemen stehen wie alle anderen Haushalte auch, können sie als Modelle dienen. Diesbezüglich lassen sich vier wesentliche Aspekte festhalten:

1. Nachhaltige Lebens- und Wirtschaftsweisen entwickeln sich schrittweise. Dabei ist nicht unbedingt entscheidend, mit wie großen Schritten man einen Prozess in Richtung Nachhaltigkeit startet, sondern wie konsequent man diesen weitergeht. Das Beispiel der Klöster zeigt, dass auch anfangs sehr kleine Initiativen starke Eigendynamiken entwickeln können – vergleichbar mit einem Senfkorn ...

2. Auch wenn die materiellen und vor allem geistigen Voraussetzungen für nachhaltiges Engagement günstig sind, so bedeutet das nicht, dass sich dieses quasi wie von selbst entwickelt. Es bedarf konkreter Anregungen, oftmals von außen. Diese aufzugreifen und somit den *Kairos* zu nützen tut not.

3. Nachhaltigkeitsinitiativen können mit anderen Aufgaben und Herausforderungen in Konflikt geraten – wenn schon nicht der Sache nach, so doch in Hinblick auf die eigenen Kapazitäten. In solchen Fällen ist es wichtig, in Konflikt stehende Anliegen nicht gegeneinander auszuspielen, sondern zu versuchen, diese miteinander zu vermitteln.

4. Den persönlichen Lebensstil zu ändern ist eine äußerst schwierige Angelegenheit, nicht nur für „normale“ Menschen, sondern auch für Mönche. Für Nachhaltigkeitsinitiativen gilt es daher nicht zu überfordern, erste Schritte in weniger individuell spürbaren Bereichen zu setzen und sich im Anschluss langsam und Schritt für Schritt vorzutasten.

Weiterführende Literatur:

Rosenberger, Michael, „Es sollte genügen“ (RB 39,1; 40,3; 55,4). Elemente eines nachhaltigen Lebensstils in der Regel Benedikts, in: Linzer WIEGe-Reihe (www.wiege-linz.at/band2) 2011.

Rosenberger, Michael, „Bei Tageslicht.“ Essen und Trinken in der Regel Benedikts, in: GuL 85/2, S. 182–198, 2012.

Grün, Anselm / *Seuferling*, Alois, Benediktinische Schöpfungsspiritualität (MKS 100), Münsterschwarzach 1996.

„Meine Kraft hat derart abgenommen ...“ Papst Benedikt XVI. tritt zurück

Papst Benedikt XVI. gab am 11. Februar 2013 in einem Konsistorium den in Rom anwesenden Kardinälen in einer in Latein gehaltenen Ansprache seinen Rücktritt aus gesundheitlichen Gründen bekannt.

Er spüre die schwere Last seines Amtes und habe lange über die Entscheidung nachgedacht und sie zum Wohle der Kirche gefällt, sagte Benedikt XVI. Hier die Erklärung des Papstes im Wortlaut:

„Liebe Mitbrüder!

Ich habe Euch zu diesem Konsistorium nicht nur wegen drei Heiligsprechungen zusammengerufen, sondern auch um Euch eine Entscheidung von großer Wichtigkeit für das Leben der Kirche mitzuteilen. Nachdem ich wiederholt mein Gewissen vor Gott geprüft habe, bin ich zur Gewissheit gelangt, dass meine Kräfte infolge des vorgerückten Alters nicht mehr geeignet sind, um in angemessener Weise den Petrusdienst auszuüben. Ich bin mir sehr bewusst, dass dieser Dienst wegen seines geistlichen Wesens nicht nur durch Taten und Worte ausgeübt werden darf, sondern nicht weniger durch Leiden und durch Gebet. Aber die Welt, die sich so schnell verändert, wird heute durch Fragen, die für das Leben des Glaubens von großer Bedeutung sind, hin- und hergeworfen. Um trotzdem das Schifflein Petri zu steuern und das Evangelium zu verkünden, ist sowohl die Kraft des Körpers als auch die Kraft des Geistes notwendig, eine Kraft, die in den vergangenen Monaten in mir derart abgenommen hat, dass ich mein Unvermögen erkennen muss, den mir anvertrauten Dienst weiter gut auszuführen. Im Bewusstsein des Ernstes dieses Aktes erkläre ich daher mit voller Freiheit, auf das Amt des Bischofs von Rom, des Nachfolgers Petri, das mir durch die Hand der Kardinäle am 19. April 2005 anvertraut wurde, zu verzichten, so dass ab dem 28. Februar 2013, um 20.00 Uhr, der Bischofssitz von Rom, der Stuhl des heiligen Petrus, vakant sein wird und von denen, in deren Zuständigkeit es fällt, das Konklave zur Wahl des neuen Papstes zusammengerufen werden muss.

Liebe Mitbrüder, ich danke Euch von ganzem Herzen für alle Liebe und Arbeit, womit Ihr mit mir die Last meines Amtes getragen habt, und ich bitte Euch um Verzeihung für alle meine Fehler. Nun wollen wir die Heilige Kirche der Sorge des höchsten Hirten, unseres Herrn Jesus Christus, anempfehlen. Und bitten wir seine heilige Mutter Maria, damit sie den Kardinälen bei der Wahl des neuen Papstes mit ihrer mütterlichen Güte beistehe. Was mich selbst betrifft, so möchte ich auch in Zukunft der Heiligen Kirche Gottes mit ganzem Herzen durch ein Leben im Gebet dienen.“

Überall gab es nach Bekanntwerden dieser Meldung großes Bedauern, aber auch Bewunderung für diesen mutigen Schritt. Man rechnet mit der Wahl eines Nachfolgers bis Ende März 2013. In der Kirchengeschichte trat bisher ein einziger Papst, der 1294 gewählte Coelestin V., nach wenigen Monaten aus Gewissensgründen von seinem Amt zurück.

P. Giovanni *Peragine* CCRSP, Präsident der UCESM, hat am 12. Februar 2013 in einer Botschaft an Papst Benedikt XVI. die Verbundenheit und Dankbarkeit der Ordensleute Europas mit folgenden Worten zum Ausdruck gebracht:

„Heiliger Vater, mit tiefer Dankbarkeit möchte ich Ihnen, im Namen aller Konferenzen von Ordensmännern und Ordensfrauen, die der Union der Europäischen Konferenzen angehören, als Brüder und Schwestern unsere Verbundenheit im Gebet an diesem Zeitpunkt Ihrer Aufgabe am Herzen der Kirche versichern.

Wir haben Ihre Lehre und die Ermutigungen, die Sie in Ihren Mitteilungen und Enzykliken an uns richteten, entgegengenommen und danken Ihnen für alles, was Sie zu vermitteln wussten, um unser Zeugnis als Gottgeweihte zu nähren. In diesem Jahr des Glaubens, das Sie eröffnet haben, empfangen wir heute das prophetische Wort Ihrer Entscheidung, Ihr Amt als Papst und Bischof von Rom aufzugeben.

In geschwisterlicher Anerkennung Ihres Wirkens im Dienst an Christus und seiner Kirche, bleiben wir in der Sendung mit Ihnen verbunden.“ (Original: Französisch)

Priesterbruderschaft des hl. Karl Borromäus wählt neuen Generaloberen

Der in Stenico in der Provinz Trient geborene 45-jährige Don Paolo Sottopietra FSCB wurde am 7. Februar 2013 zum neuen Generaloberen der Priesterbruderschaft der Missionare des hl. Karl Borromäus gewählt.

Don Sottopietra, der an der Universität Eichstätt über die Schriften von Joseph *Ratzinger* promoviert hatte, übernimmt die Leitung der Bruderschaft nach der Ernennung seines Vorgängers Massimo *Camisaca* zum Bischof von Reggio Emilia-Guastella.

Die Priesterbruderschaft des hl. Karl Borromäus ist in über 20 Ländern vertreten und zählt 120 Priester und mehr als 40 Seminaristen. In Österreich haben die Missionare unter anderem mit 1. September 2012 die Seelsorge in der Pfarre Rossau im 4. Wiener Gemeindebezirk übernommen (siehe ON 2/2012, S. 96).

Koptisch-katholische Kirche in Ägypten wählte neuen Patriarchen

Ibrahim Isaac Sidrak, bislang Bischof im ägyptischen Minya, wurde am 15. Jänner 2013 zum neuen Oberhaupt der koptisch-katholischen Kirche gewählt. Die Bischöfe der mit Rom verbundenen orientalischen Kirche wählten Sidrak zum Nachfolger des bisherigen Oberhauptes Patriarch Antonios Naguib. Die koptisch-katholische Kirche zählt nach Schätzungen 170.000 Mitglieder.

Sidrak, 1955 im zentralägyptischen Beni Klier geboren, studierte Philosophie und Theologie in Kairo und Rom. 1980 wurde er zum Priester geweiht. Von 1990 bis 2001 leitete Sidrak das Kairoer Priesterseminar Maadi, bevor er 2002 zum Pfarrer der koptischen Kathedrale von Kairo und im selben Jahr zum Bischof von Minya ernannt wurde.

Naguib, seit 2006 Oberhaupt der koptisch-katholischen Kirche und seit 2010 Kardinal, hatte Anfang 2011 einen Schlaganfall erlitten. Seinen Vortrag im Dezember 2011 an der Universität Wien haben die ON in Heft 1/2012 (S. 52–60) dokumentiert.

Nordiraker Louis Sako zum chaldäischen Patriarchen gewählt

Der bisherige chaldäisch-katholische Erzbischof von Kirkuk im Irak, Louis Sako, wurde am 31. Jänner 2013 von der Synode zum neuen Patriarchen gewählt.

15 Hierarchen der chaldäisch-katholischen Kirche nahmen an der Synode unter Leitung des Präfekten der vatikanischen Ostkirchenkongregation, Kardinal Leonardo Sandri, teil, sieben Bischöfe aus dem Irak, zwei aus dem Iran, jeweils einer aus Syrien und dem Libanon und vier aus der Diaspora. Erzbischof Sako wurde 1949 in der Eparchie Zakho in Nordirak geboren. Seine Studien begann er am Seminar der Dominikaner in Mossul. Im Juni 1974 wurde er zum Priester geweiht und führte danach seine Studien in Rom am Päpstlichen Orientalischen Institut und am Päpstlichen Institut für Arabische und Islamische Studien weiter. In Paris erwarb er 1986 an der Sorbonne ein Doktorat in Geschichte. Von 1986 bis 1997 war er als Seelsorger in Mossul tätig, anschließend bis 2001 als Regens des chaldäischen Priesterseminars in Bagdad, wobei er gleichzeitig an der Theologischen Hochschule „Babel College“ unterrichtete. 2003 wurde Sako zum Erzbischof von Kirkuk gewählt. Seither ist er unablässig für die Rechte der Christen im neuen Irak, für Versöhnung und Dialog eingetreten.

P. Heereman provisorischer Leiter der Legionäre Christi

Wegen der schweren Erkrankung des Generaloberen P. Alvaro Corcuera Martinez LC übernahm der Generalvikar der Kongregation der Legionäre Christi, der aus Bayern stammende P. Sylvester Heereman van Zuydtwyck, vorläufig die Leitung, wie im Jänner 2013 bekannt gegeben wurde.

Nach einer Krebsoperation bat der vor sieben Jahren gewählte Generalobere P. Corcuera um eine Erholungszeit. Die Legionäre Christi hatten unter Papst Johannes Paul II. (1978–2005) einen großen Aufschwung erlebt. Doch bereits in den 1990er-Jahren tauchten Gerüchte über moralische Verfehlungen des Gründers Marcial Maciel *Degollado* (1920–2008) auf. 2009 ordnete Benedikt XVI. eine kircheninterne Untersuchung an. Die Legionäre distanzieren sich mittlerweile von Maciel und befassen sich mit der Aufarbeitung ihrer Vergangenheit. Viele Mitglieder verließen die Gemeinschaft.

Kloster Einsiedeln: Abt Martin Werlen kündigt Rücktritt an

Der Abt des Schweizer Benediktinerklosters Einsiedeln, P. Martin Werlen OSB, tritt nach zwölf Jahren Ende 2013 von seinem Leitungsamt zurück.

Er wolle den Papst um die Annahme seines Rücktrittsgesuches bitten und danach wieder in die Reihe seiner Mitbrüder zurückkehren, wie das Kloster am 22. Jänner 2013 mitteilte.

Am Tag vor der Wahl Werlens zum 58. Abt des Klosters im November 2001 hatte die Gemeinschaft von Einsiedeln beschlossen, die Amtszeit des Abtes auf zwölf Jahre zu beschränken. Abt Werlen hatte bei einem Sportunfall im vergangenen Jahr schwere Kopfverletzungen erlitten und mehrere Wochen im Krankenhaus verbracht. Seine Schrift zum Jahr des Glaubens „Miteinander die Glut unter der Asche entdecken“ hatte über die Landesgrenzen hinaus ein unerwartetes Echo ausgelöst.

Theologische Fakultät Berlin: Pallottinerleitung wäre denkbar

Die Erzdiözese Berlin treibt ihre Pläne für eine eigene theologische Fakultät voran.

Wie eine diözesane Sprecherin am 4. Februar 2013 bestätigte, hat Kardinal Rainer Maria *Woelki* die Theologische Hochschule des Pallottinerordens in Vallendar (Rheinland-Pfalz) eingeladen, einen zweiten Standort in Berlin zu eröffnen. Dort werde der Antrag derzeit „wohlwollend geprüft“, ein Zeit-

plan sowie Pläne zur Größe seien aber derzeit noch nicht klar. Kardinal Woelki hat wiederholt betont, dass er die katholische Theologie in Berlin verstärken wolle. Das Fach ist seit 1957 im Seminar für katholische Theologie an der Freien Universität vertreten. Die einzige katholische Fakultät auf dem Gebiet der früheren DDR ist in Erfurt und wurde 2002 in die Universität Erfurt integriert. Die Fakultät ging aus dem „Philosophisch-Theologischem Studium“ hervor, der einzigen akademischen Priesterausbildungsstätte in der DDR.

Krise ist zugleich Chance der Klöster. Studie zur „Modernisierung benediktinischer Lebenswelt-Strukturen“ abgeschlossen

Die großen Klöster Österreichs stecken gegenwärtig in einer Krise, die jedoch auch das Potenzial zu einem Neuaufbruch beinhaltet: Zu diesem Schluss kommt der in Paris tätige Soziologe und Theologe Michael Hochschild in einer Studie, für die er acht Benediktinerklöster in Österreich, Deutschland und Ungarn eingehend untersucht hat (siehe ON 4/2012, S. 76).

Ergebnisse seines Forschungsprojekts – es trägt den Namen „Elastische Tradition. Zur Modernisierung benediktinischer Lebenswelt-Strukturen“ – wurden am 19. Februar 2013 in Stift Kremsmünster erstmals präsentiert, die wissenschaftliche Publikation folgt demnächst.

Wie Übergänge gestaltet werden, war leitendes Forschungsinteresse Hochschilds, denn: „In ihrer jahrhundertelangen Geschichte mussten sich Klöster bisweilen verändern, ohne sich neu zu erfinden.“ In den untersuchten Klöstern – in Österreich Kremsmünster, Gut Aich, Melk, St. Lambrecht, in Deutschland Beuron, St. Ottilien und Plankstetten und in Ungarn die Erzabtei Pannonhalma – hat der Forscher in jeweils mehrwöchigem Aufenthalt Mönche, Angestellte sowie Personen, die mit dem Kloster in Kontakt stehen, befragt und somit Innen- und Außensicht erhoben.

Kernfrage in jedem der Klöster, die der Professor für Zeitdiagnostik an der Nationalstiftung für Politikwissenschaft in Paris jeweils zwischen „Aufbruchsehnsucht“ und „Modernisierungsblockade“ verortete, war die Prägekraft auf das Umfeld. Die geringe Mitgliederzahl wird von der Klostersgemeinschaft selbst oft als Hauptproblem und ein früherer Zustand als erstrebenswert gesehen, doch „weder Größe noch die finanzielle Situation sagen etwas über die Vitalität aus“, wie Hochschild betont; Zahlenfixiertheit blockiere bloß.

Gerade wenn der Nachwuchs an jungen Benediktinern ausbleibt, könne dies ein Durchbrechen des verhängnisvollen „Immer so weiter“ ermöglichen

und zu einem neuen Miteinander von Mönchen, Angestellten und Freundeskreisen des Klosters führen, so Hochschilds These.

Gerade den beiden letzteren Gruppen – in der Studie als „Sympathisanten“ bezeichnet – komme sogar eine Schlüsselfunktion zu: Sie seien, u. a. durch ihre Vorstellungen, das Kloster sei „etwas Besonderes, von der Welt zu Unterscheidendes“, hoch motiviert und zu Engagement bereit.

Durchaus könnte den Klöstern demnächst eine neue Blütezeit dämmern, denn die Gegenwart sei wieder „religionsfreundlicher“ geworden.

Hochschild: „Die Menschen suchen nach Sinn und sind gerade von den Klöstern fasziniert.“ Allerdings: Klöster müssten sich dazu jener Betriebsamkeit entziehen, die wesentlich an den technologischen und wirtschaftlichen Krisen mitverantwortlich sei. Sie sollten Kontraste bilden statt zu „Allerwelts-Orten“ zu verkommen, um Suchende mit ihren Sehnsüchten und Bedürfnissen nicht zu enttäuschen.

Zu bloßen „Wunscherfüllern“ dürften Kloster dabei aber nicht werden, so der Wissenschaftler, der vor einer „Versorgungsspirale“ auch gegenüber den Pfarren warnte: Kein Konvent könne stets „mehr“ und „anderes“ leisten, weshalb Klöster ihre Freundeskreise vermehrt dazu befähigen sollten, selbst zu Multiplikatoren der Ordensspiritualität zu werden. Mönche könnten dies durch „Raum geben“, „nicht alles selber machen“ sowie durch Konzentration auf die Aufgaben, für die sie tatsächlich unverzichtbar seien, umsetzen. „Abschotten“ dürfe man sich dabei auf keinen Fall.

„Klöster verstehen Reformen meist so, dass sie etwas zusätzlich machen müssen – was infolge des gleichzeitigen Weiterführens von Bestehendem überfordert. Wir müssen jedoch genauso überlegen, was auslaufen darf und andere übernehmen können“, deutet P. Bernhard *Eckersdorfer* OSB, Novizenmeister im Stift Kremsmünster, der das Projekt in Österreich betreute, eine der Erkenntnisse der Studie. Zu überwinden gelte es auch die Denkweise, die Vergangenheit sei Maßstab für die Zukunft.

Weltweit 100 Millionen verfolgte Christen

Die Verfolgung von Christen in Afrika nimmt laut dem am 8. Jänner 2013 veröffentlichten „Weltverfolgungsindex“ 2013 des Hilfswerks „Open Doors“ stark zu. Platz 1 in der Rangliste von 50 Ländern mit der stärksten Christenverfolgung belegt nach wie vor das kommunistische Nordkorea, zum elften Mal in Folge. Zwischen 50.000 und 70.000 Christen seien in Arbeitslagern eingesperrt. Die überkonfessionelle Hilfsorganisation schätzt die Zahl der verfolgten Christen weltweit auf mehr als 100 Millionen.

Am stärksten betroffen sind die Christen in islamischen Ländern. Auf Nordkorea folgen Saudi-Arabien, Afghanistan, Irak, Somalia, die Malediven, Mali, der Iran, Jemen und Eritrea. Zunehmende Repressionen gegen Christen werden auch aus den Ländern des „Arabischen Frühlings“ gemeldet. Erstmals vertreten im Weltverfolgungsindex sind die afrikanischen Länder Mali, Tansania, Kenia, Uganda und Niger. In Mali eroberten militante, der Al Kaida nahestehende Islamisten den nördlichen Landesteil. Eine verstärkte Unterwanderung der Gesellschaft durch islamistische Gruppierungen und gleichzeitig gewaltsame Übergriffe auf Christen registriert „Open Doors“ auch aus Tansania, Kenia, Uganda, Niger und Nigeria. China ist jetzt auf Platz 37 gereiht; vor einem Jahr war es noch auf Platz 21. Die Regierung sieht nicht-staatliche Hausgemeinden bzw. Kirchen zwar weiterhin als illegal an; sofern sich die Hauskirchen jedoch an bestimmte Beschränkungen halten, können sie ihre Gottesdienste in der Regel ungestört feiern. Jedoch will die Regierung auch die Hausgemeindebewegungen kontrollieren. Deshalb müssen sie der Regierung über alle ihre Aktivitäten berichten. Weiterhin sitzen aber mindestens hundert Christen wegen ihres Glaubens bzw. ihrer christlichen Aktivitäten im Gefängnis.

Malteserorden: 900 Jahre durch den Hl. Stuhl anerkannt

Die Malteser feierten am 9. Februar 2013 den 900. Jahrestag ihrer Anerkennung durch den Vatikan: Am 15. Februar 1113 gestand Papst Paschalis II. dem Orden erste Rechte zu.

Zur Jubiläumsfeier mit einer hl. Messe im Petersdom, einer Audienz bei Papst Benedikt XVI. und einem Empfang im Vatikan als Höhepunkte wurden 4.000 Malteser aus aller Welt erwartet, darunter der Großmeister, die gesamte Ordensleitung und neben zahlreichen Ehrengästen auch das beim Orden akkreditierte Diplomatische Korps.

Der Malteserorden geht auf Kaufleute aus Amalfi (Italien) zurück, die im 11. Jahrhundert in Jerusalem zum Schutz von Pilgern im Heiligen Land eine Hospitalbruderschaft gegründet hatten. Diese wurde unter dem seligen Gründer Fra' (Bruder) Gerhard ein Orden der katholischen Kirche, der mit der Bulle „*Piae postulatio voluntatis*“ von Papst Paschalis II. erste Privilegien wie etwa die Befreiung von Zehntpflicht bekam. Weitere Privilegien folgten. Seit 1154 sind die auch „Hospitaliter“ und später „Johanniter“ genannten Ritter direkt dem Papst unterstellt.

Nach der Herrschaft über die Insel Rhodos (1309–1522) auch als „Rhodesier“ bezeichnet, ist der Orden seit der siegreichen Verteidigung der Insel

Malta (1565) als Malteser-Ritterorden bekannt. Er ist der älteste bestehende kirchliche Laienorden und zugleich der älteste Krankenpflegeorden. Seit 1834 hat der Orden seinen Sitz in Rom. Er ist ein Völkerrechtssubjekt, hat mit 104 Staaten der Welt volle diplomatische Beziehungen und unterhält weltweit verschiedene Hilfswerke. In Österreich arbeiten derzeit insgesamt 1.800 Malteser in den einzelnen Werken des Ordens.

Bekannt sind die Malteser heute durch ihre humanitäre Hilfe in über 120 Ländern, wobei laut Angaben des Ordens 15 Millionen notleidende Menschen unabhängig von deren Herkunft, Religion oder politischer Überzeugung erreicht werden. Sie leisten dabei u. a. persönliche Betreuungs-, Alten- und Krankendienste, regelmäßige Wallfahrten, Hilfen für Menschen ohne festen Wohnsitz, Ambulanzeinsätze, Krankentransporte, Rettungs- und Notarzdienste sowie internationalen Katastrophenschutz und Aufbauhilfe.

Libyen: Nach Drohungen Abzug der Orden aus Cyrenaica

Nach Drohungen und Restriktionen durch Islamisten zieht die Kirche mehrere Ordensgemeinschaften aus der Cyrenaica, der Region im äußersten Osten Libyens, ab. Die Kirche ist dort insbesondere im Erziehungs- und Sozialbereich tätig.

Im Vorfeld einer für den 20. Februar 2013 angekündigten Großdemonstration hätten die Schwestern von der Heiligen Familie ihre Niederlassung in Derna sowie die Franziskanerinnen ihr Haus in Barce verlassen, meldete der vatikanische „Fides“-Nachrichtendienst am 1. Februar 2013. Auch ein Ordenshaus in Beida werde geschlossen. Zudem werde ein polnischer Salesianerpater nach Misshandlungen durch Fundamentalisten aus Derna abgezogen. Die katholische Kirche wird jedoch außer in der Hauptstadt weiterhin in Bengasi mit zwei Ordensniederlassungen, mit einer kleinen Gemeinschaft in Tobruk sowie mit einer Kommunität indischer Schwestern in Beida vertreten bleiben, so der Apostolische Vikar von Tripolis, Giovanni Innocenzo *Martinelli*.

AUS UNSERER GEMEINSCHAFT

Erzabtei St. Peter

P. Korbinian *Birnbacher* OSB wurde am 30. Jänner 2013 vom Konvent der Salzburger Erzabtei St. Peter zum Erzabt gewählt. Die Wahl stand unter dem Vorsitz von Abtpräses Christian *Haidinger* vom Stift Altenburg. Die Amtseinführung des neu gewählten Erzabtes findet am 12. April 2013 statt. Die weihe erfolgt am 21. April 2013. Korbinian *Birnbacher* wurde 1967 in Bad Reichenhall geboren und trat 1987 in die Erzabtei St. Peter ein. Die ewige Profess legte er 1991 ab; 1994 wurde er zum Priester geweiht. Seine Studien absolvierte er an der Universität Salzburg und an der Ordenshochschule S. Anselmo in Rom.

1997 promovierte P. Korbinian im Fach Ordensgeschichte. Nach seiner Rückkehr aus Rom war er u. a. als Novizenmeister, Stiftsarchivar, Hochschulpfarrer, Kooperator in Abtenau, Custos der Kunstsammlungen und ab 2009 als Prior tätig.

Die Erzabtei St. Peter war in den vergangenen Jahren von Administrator P. Benedikt *Röck* geleitet worden, nachdem der frühere Erzabt Bruno *Becker* wegen Missbrauchsvorwürfen 2010 zurückgetreten war.

Stift St. Lambrecht

P. Benedikt *Plank* OSB wurde am 6. Februar 2013 unter dem Vorsitz von

Abtpräses Christian *Haidinger* zum neuen Abt des steirischen Benediktinerstifts St. Lambrecht gewählt. Die Amtszeit seines Vorgängers, Abt Otto *Strohmaier*, läuft mit der Amtseinführung am 15. März 2013 aus. Die Abtweihe ist für den 6. April 2013 vorgesehen.

Benedikt *Plank* wurde am 9. Juli 1949 in Mariahof in der Steiermark geboren und trat 1967 in das Benediktinerstift St. Lambrecht ein. Nach Ablegung der ewigen Profess und dem Theologiestudium in Salzburg und Rom wurde er 1973 zum Priester geweiht. Zunächst war er als Kaplan in St. Lambrecht und Mariazell tätig, gleichzeitig absolvierte er einen Lehrgang für Archivwissenschaften am Institut für Österreichische Geschichtsforschung in Wien. P. Benedikt wirkte dann viele Jahre als Pfarrer in Steirisch- und Kärntnerisch-Lassnitz und als Dechant des Dekanates Murau. Zudem war er seit 1982 Prior des Stiftes und leitete als Hofmeister seit 1986 dessen wirtschaftlichen Bereich. P. Otto *Strohmaier* war 31 Jahre lang Abt in St. Lambrecht. In seine Amtszeit fielen u. a. bemerkenswerte kulturelle Initiativen wie Künstlerbegegnungen, Filmexerzitien sowie eine große Anzahl von Konzerten. Zur Tradition ist mittlerweile auch die „Schule des Daseins“ geworden: Das Begegnungszentrum im Südtrakt des Klosters bietet u. a. spirituelle und kreative Seminare sowie Managementkurse an.

Stift Seitenstetten

P. Petrus *Pilsinger* OSB, Direktor des Stiftsgymnasiums, wurde am 8. Februar 2013 vom Konvent des Benediktinerstiftes Seitenstetten in Niederösterreich zum neuen Abt gewählt. Die Wahl leitete Abtpräses Christian *Haidinger*. P. Pilsinger tritt die Nachfolge von Abt Berthold *Heigl* an, der nach 28 Jahren aus gesundheitlichen Gründen von diesem Amt zurücktrat (siehe ON 5/2012, S. 68).

Der neue Abt wird am 21. März 2013, dem Fest des hl. Benedikt, in sein Amt eingeführt. Die Abtweihe ist für den 1. April 2013 vorgesehen.

Petrus Pilsinger wurde 1964 in Euratsfeld geboren, besuchte das Stiftsgymnasium in Seitenstetten und studierte anschließend Philosophie und Theologie sowie Religionspädagogik in St. Pölten. 1987 trat er in das Stift ein. 1990 empfing er die Priesterweihe und arbeitete in der Seelsorge. Seit 1995 ist er Lehrer am Stiftsgymnasium Seitenstetten für Informatik und Religion, seit 2004 Leiter der Schule.

Stift Mattsee

Stiftspfarrer Franz *Lusak* wurde am 18. Jänner 2013 zum neuen Propst von Stift Mattsee gewählt. Die Wahl im ältesten Kollegiatstift Österreichs wurde notwendig, nachdem Propst Vinzenz *Baldemair*, der die Gemeinschaft 16 Jahre geleitet hatte, im Jahr 2012 unerwartet verstorben war. Nach seinem Tod

fungierte Anton *Sageder* als Stiftsadministrator.

Der neue Stiftspropst Franz Lusak ist gebürtiger Wiener. Nach einer kaufmännischen Lehre absolvierte er das Aufbaugymnasium in Horn und studierte in St. Pölten und Salzburg Theologie. 1984 trat er in das Salzburger Priesterseminar ein, 1989 schloss er seine Studien ab und wurde 1989 zum Priester geweiht. 1993 wurde er Pfarrprovisor und Pfarrer in Strobl am Wolfgangsee und zugleich Pfarrprovisor in Fuschl. Mit 1. September 2009 wurde Lusak Stiftspfarrer in Mattsee, seit 2011 übernimmt er auch seelsorgliche Dienste in Schleedorf und ist Dechant-Stellvertreter im Dekanat Köstendorf. Die Amtseinführung des neuen Stiftspropsts durch Erzbischof Dr. Alois *Kothgasser* SDB fand am 17. Februar 2013 statt. Das erste Kloster in Mattsee entstand zwischen 760 und 765 unter Bayernherzog Tassilo III. Wahrscheinlich im Jahr 1013, also genau vor tausend Jahren, wurde das Benediktinerkloster in ein weltpriesterliches Kollegiatstift umgewandelt, das aus einem Propst, elf Kanonikern und bis zu vier Ehrenkanonikern bestand. Bis heute existiert diese Gemeinschaft und ist damit die älteste Weltpriestergemeinschaft in Österreich.

Zum Stift Mattsee gehören heute neben der gotischen Stiftskirche die Propstei mit einem Kulturzentrum und dem Stiftsmuseum, das Kapitelhaus mit Priesterwohnungen, ein Weingut mit 9,5 Hektar Weingärten in der Wachau

sowie ein Bauernhof. Die Vernetzung der Priester, die nicht einem Orden angehörten, sondern als Weltpriester in der Pfarrseelsorge tätig waren, ist seit jeher ein wichtiges Anliegen des Stiftes.

Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria

Am 14. Januar 2013 wurde P. Stefan *Obergfell* OMI vom Generaloberen P. Louis *Lougen* zum neuen Provinzial der Mitteleuropäischen Provinz der Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria ernannt. Der Nachfolger von P. Dr. Thomas *Klosterkamp* tritt sein neues Amt am 21. Mai 2013 an.

Stefan Obergfell stammt aus Brigachtal-Klengen im Schwarzwald, erlernte das Druckerhandwerk und trat 1991 in die Kongregation ein. 1999 wurde er zum Priester geweiht. Nach einer Kaplanszeit in München war P. Obergfell in der Jugend- und Schulseelsorge tätig. 2004 übernahm er als Superior die Leitung des St. Bonifatiusklosters in Hünfeld. Von 2006 bis 2012 war er als Oberer für das internationale Ausbildungshaus der Oblaten in Lahnstein zuständig. Anschließend wurde er Hausoberer in Kronach in Franken.

Die Mitteleuropäische Provinz zählt über 150 Mitglieder in 15 Niederlassungen. Weitere 30 Mitglieder, die der Provinz entstammen, arbeiten als Missionare in Argentinien, Kanada, Libanon, Namibia, Paraguay und Südafrika.

Pallottiner

P. Helmut *Scharler* SAC, bisher Vize-Provinzial, wurde am 2. Februar 2013 als Nachfolger von P. Hans-Peter *Becker* für drei Jahre als neuer Provinzial der deutsch-österreichischen Provinz des Pallottinerordens im hessischen Friedberg eingeführt.

P. Becker stand seit 2007 als erster Oberer an der Spitze der damals zusammengelegten deutsch-österreichischen Provinz des Ordens, zu der auch die Delegaturen Spanien, Kroatien und Südafrika gehören. Rund 400 Mitglieder gehören der Provinz an.

Helmut Scharler wurde 1956 in Mittersill (Salzburg) geboren, studierte Musik und Theologie in Salzburg und Vallendar und wurde nach dem Eintritt in die Gemeinschaft der Pallottiner 1992 zum Priester geweiht. Nach einigen Jahren in der Seelsorge in Wien absolvierte er eine Ausbildung zum Psychotherapeuten, gehörte ab 1999 zur Kommunität der Pallottiner in Salzburg und war im spirituellen Zentrum „Cambio“ auf dem Mönchsberg in der therapeutischen Seelsorge tätig.

Erster Medienempfang der Ordensgemeinschaften Österreich

70 Persönlichkeiten aus Medien und Orden folgten am 19. Februar 2013 der Einladung der Ordensgemeinschaften Österreichs zum ersten Medienempfang im Kardinal-König-Haus in Wien. Propst Maximilian *Fürnsinn* CanReg als

Vorsitzender der Superiorenkonferenz der Männerorden und Sr. Dr. Beatrix *Mayrhofer* als Präsidentin der Frauenorden skizzierten in ihren Statements, worum es den Ordensgemeinschaften im Kern geht. Orden wollen „ein anderes Gesicht der Kirche“ sein und ein Zuhause für eine „hörende und helfende Kirche“, erklärte Propst Fürnsinn. Er hob den gesellschaftlichen Beitrag, den Österreichs Orden mit ihren insgesamt rund 4.200 weiblichen und 2.000 männlichen Mitgliedern leisten, hervor: In „unaufdringlicher Präsenz“ würden sie Begegnung, Gastfreundlichkeit und Gespräch ermöglichen und seien auch „Heimat von vielen, die sonst nicht so mit Kirche können“, so Propst Fürnsinn über den Leitspruch der Orden „Freiraum für Gott und die Welt“. Als Leistungsbilanz der Orden verbuchte Propst Maximilian, dass Ordenspriester „40 bis 50 Prozent der Pfarren“ leiten, 20 Prozent aller Spitalsbetten in Ordensspitälern stehen und 50.000 Schüler in Ordensschulen gehen. Er verwies auf die 17 Bildungshäuser, soziale und caritative Einrichtungen sowie Angebote für Erholung, Heilung, geistige Begleitung und auch für das „kulturelle Langzeitgedächtnis“: Man wolle etwa durch die Architektur der Klöster nicht triumphalistisch auftreten, sondern „kulturelle Diakonie an der Identität unseres Landes“ leisten. In der Praxis geschehe dies u. a., indem man Kunstschaffenden Raum gebe.

Frauenorden-Präsidentin Beatrix Mayrhofer erläuterte die Prinzipien

Spiritualität, Internationalität und das Aufgabenfeld Bildung. „Die Sehnsucht der Menschen wächst, dass jemand für sie betet“, stellte die Ordensschwester fest. Auf diese Weise, jedoch auch durch die Arbeit in den Ordensschulen wolle man die Gesellschaft mitgestalten – wobei es in letzteren darum gehe, „Schüler für den Einsatz ihrer Begabung zur menschenwürdigen Gestaltung der Welt zu befähigen“, wie die langjährige Schuldirektorin erklärte.

Mag. Georg *Nuhsbaumer*, Leiter des Bereichs Gesellschaftsfragen im Kardinal-König-Haus, präsentierte das von den Jesuiten gemeinsam mit der Caritas geführte Bildungszentrum, zugleich Schauplatz des Medienempfangs. Das Kardinal-König-Haus ist eines von 17 Bildungshäusern, in denen Orden Bildungsarbeit leisten. 32.000 Besucherinnen und Besucher kommen jährlich zu einer der Veranstaltungen ins Kardinal-König-Haus. Drei Tendenzen skizzierte Georg Nuhsbaumer: Erstens – die Nachfrage nach geistlichen Angeboten steigt, zweitens – neue Themen kommen leise (z. B. Demenz als Thema der Gesellschaft) und drittens – neue Formate in der Führungskräfte-Ausbildung sind gefragt. Und schließlich, womit Georg Nuhsbaumer auch für andere Ordensgemeinschaften spricht, zur Frage: „Warum tun wir das alles? Weil wir unzufrieden sind mit dem Zustand der Welt.“

Beim ersten Medienempfang der Ordensgemeinschaften Österreich gab es anschließend Raum zu Begegnung und

Austausch. Das Interesse der Medienschaffenden war groß.

Ordensjubiläen

Drei österreichische Stifte feiern im Jahr 2013 ihr 875-jähriges Bestehen: Das Tiroler Benediktinerstift *St. Georgenberg-Fiecht*, das Innsbrucker Prämonstratenser-Chorherrenstift *Wilten* und das niederösterreichische Zisterzienserstift *Zwettl* wurden im Jahr 1137 gegründet. Das Augustiner-Chorherrenstift *Vorau* im oststeirischen Joglland besteht seit 850 Jahren. Die *Serviten* feiern weltweit ihr 780. Gründungsjahr, die *Jesuiten* 450 Jahre Österreichische Provinz. Das Benediktinerstift *Seckau* wurde vor 130 Jahren von den Beuroner Benediktinern gekauft – zuvor war das Gebäude von 1140 bis 1782 in Hand der Augustiner-Chorherren. Die *Herz-Jesu-Missionare* gründeten ihr erstes Haus zur Missionars-Ausbildung im deutschsprachigen Raum vor 125 Jahren in Salzburg, während die Geschichte der in Tansania gegründeten und in Wien in der Altenpflege tätigen *Josephschwwestern* von Mombosa deutlich jünger ist: Sie feiern heuer ebenso wie die geistliche Familie *Das Werk* ihr 75. Bestandsjubiläum.

„Mit dem Herzen sehen“ – 140 Jahre Herz Jesu-Schwwestern in Wien

Vor 140 Jahren wurde die in Paris gegründete Kongregation der Dienerinnen des Heiligsten Herzens Jesu, die in

der Krankenpflege und im Schulwesen tätig sind, nach Wien gerufen. Aus diesem Anlass feiert der Linzer Diözesanbischof Dr. Ludwig Schwarz SDB am 28. April 2013 in der Herz Jesu Kirche in Wien-Landstraße einen Festgottesdienst.

Die Ordensfrauen waren in fast allen Spitälern der Bundeshauptstadt tätig, darunter das Allgemeine Krankenhaus, das Rudolfsspital, das St. Anna Kinderspital, das Franz-Josefs-Spital, das Preier'sche Kinderspital, die Confraternität sowie das Hanuschkrankenhaus. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand aus dem Lazarett im Mutterhaus im 3. Wiener Gemeindebezirk das Herz-Jesu-Krankenhaus, das heute zur Vinzenz-Gruppe gehört. Heute wirken Herz Jesu-Schwwestern in der Seelsorge, im Religionsunterricht, in der Altenpflege und in der Kinderbetreuung.

Der Name der Kongregation geht auf den Gründer Victor *Braun* zurück, dessen Motto die „Arbeit für das Heiligste Herz Jesu und seine Ehre“ sowie das „offene Herz für die Armen, Kranken und Kinder“ gewesen sei, berichtete Generaloberin S. Adelinde *Grandits*. Entsprechend stehen auch die Feierlichkeiten des heurigen Jahres unter dem Leitwort „Mit dem Herzen sehen“.

Wien: Orden intensiv in Reformprozess einbezogen

Die in der Erzdiözese Wien tätigen Ordensgemeinschaften sind nun intensiv in den kirchlichen Reformprozess einge-

bunden, wie aus einem Beitrag auf der offiziellen Website der Erzdiözese (www.erzdiözese-wien.at) hervorgeht. „Wir haben bereits eine gemischte Kommission zwischen der Ordenskonferenz und der Diözese gebildet“, wird P. Lorenz *Voith* CSsR, Provinzial der Redemptoristen und zweiter Vorsitzender der Superiorenkonferenz, zitiert. Nun seien auch die Ordensoberen eingeladen, mit den Vikariaten ganz konkret über den Reformprozess zu sprechen. So könnten auch die Orden selbst ihre Stellungnahme dazu abgeben. Die Orden betreuen in der Erzdiözese Wien (die auch Teile Niederösterreichs umfasst) rund 50 Prozent aller Pfarren.

Sr. Brigitte *Thalhammer* SDS, Provinzleiterin der Salvatorianerinnen und Mitglied im Leitungsteam der Regionalkonferenz der Frauenorden, skizziert den Beitrag der Frauenorden: „Kirche spielt sich auch jenseits von Pfarre ab und da sind die Frauenorden stark vertreten.“ Kategoriale Seelsorge geschehe in klassischen Bereichen wie Schulen, Kindergärten, Krankenhäusern und Altersheimen; überall wo Begegnung mit Menschen stattfindet, dort seien die Frauenorden stark vertreten.

Wichtig seien auch die Aufbrüche zu neuen Initiativen, so Sr. Thalhammer. „Auch wenn in den Frauenorden viele älter werden und weniger Kräfte vorhanden sind, ist trotzdem ein neuer Aufbruch spürbar. Zum Beispiel das Schutzhaus, wo sich sechs Frauenorden zusammengeschlossen haben und Opfer von Menschenhandel betreuen, oder die

„Alte Burse“, ein Projekt für junge Erwachsene zwischen 18 und 34, die sich in Pfarren nicht zuhause fühlen.“

SCHULREFERAT

Oberösterreich: Ordensschule hilft afghanischen Flüchtlingen

45 Lehrkräfte des kirchlichen Privatschulgymnasiums der Oblaten des hl. Franz von Sales in Dachsberg in Oberösterreich unterrichten bereits seit einiger Zeit 32 afghanische Flüchtlinge im Alter von 15 bis 18 Jahren. Die Asylwerber werden in Gallsbach von der Volkshilfe betreut, die sich vom Engagement der Ordensschule beeindruckt zeigt.

Den Unterricht bestreiten die Pädagogen in ihrer Freizeit, gemeinsam mit acht Pädagogen vom Bundes-Oberstufenrealgymnasium Grieskirchen. Jeder der Burschen – durchwegs unbegleitete minderjährige Flüchtlinge – habe an drei Tagen pro Woche von 9 bis 15 Uhr Unterricht; täglich sind drei Einheiten für Deutsch reserviert. Den Rest verbringen sie bei Sport, Schach, bei einem Musikprojekt, Zeichnen, Werken oder anderen kreativen Arbeiten. „Die jungen Leute sind unwahrscheinlich geschickte Handwerker“, so der Dachsberger Schuldirektor und Initiator des Projekts, P. Ferdinand *Karer* OSFS. Die Gruppe sei sehr heterogen, einige in der Gruppe sprechen Englisch, andere sind Analphabeten.

Kardinal Schönborn: Hildegard Burjan – ein Vorbild beim Hinschauen auf Not

Hildegard *Burjan* (1883–1933), die Gründerin der Caritas-Socialis-Schwestern, sei ein Vorbild beim konkreten „Hinschauen auf die Not“ ihrer Zeit gewesen. Genauso zu beachten sei allerdings das Verändern gesellschaftlicher Rahmenbedingungen, wenn es die Gerechtigkeit gebietet: Das betonte der Wiener Kardinal Dr. Christoph *Schönborn* OP bei einem Gedenkgottesdienst für die vor einem Jahr selig gesprochene christdemokratische Politikerin Hildegard Burjan am 27. Jänner 2013 in der Kapelle der Schwesterngemeinschaft in Wien-Währing.

Hildegard Burjans Anliegen sei es gewesen, den Willen Jesu in ihrer Zeit umzusetzen, sagte Kardinal Schönborn. Auch bei ihrem sozialpolitischen Engagement sei es ihr um die Frage gegangen, wie dazu die Sichtweise Jesu wäre. Als politisch wache Person habe Burjan es verstanden, dass sich diese Haltung des Helfens in Not auch auf institutioneller Ebene auswirken müsse. Dies sei der Weg der Caritas Socialis und verpflichte auch den Gesetzgeber, dem konkreten Anruf der Not adäquat zu begegnen. Die Seligsprechung am 29. Jänner 2012 im Wiener Stephansdom hatte Hildegard Burjan weit über ihre Schwesterngemeinschaft hinaus bekannt gemacht.

Die Caritas Socialis engagiert sich mit 900 Mitarbeiterinnen und 300 Ehrenamtlichen in gesellschaftlichen Berei-

chen wie Hospiz, Pflege und Hilfe für Demenzkranke, Kinder und Familien. In drei Pflege- und Sozialzentren in Wien wird alten und chronisch kranken Menschen professionelle Pflege und Betreuung angeboten. Die Caritas Socialis unterhält Kindergärten und Horte, ein Wohnheim für Mutter und Kind und eine Sozialberatungsstelle und engagiert sich auch im Kampf gegen Menschenhandel. Die Caritas-Socialis-Schwestern sind in Österreich, Brasilien, Deutschland, Südtirol und Ungarn vertreten.

MISSIONSREFERAT

„Jugend Eine Welt“ gliedert Volontariat in eigenen Verein aus

Das Hilfswerk „Jugend Eine Welt“ hat nach 15 Jahren Durchführung von Freiwilligeneinsätzen und Zivildienstleistungen den Bereich Volontariat in einen eigenen Verein ausgegliedert. „*Volontariat bewegt*“ organisiert seit diesem Jahr die Vorbereitung und Begleitung junger Erwachsener für den Volontariatseinsatz in weltweiten Don Bosco-Projekten.

Präsentiert wurde „Volontariat bewegt“ am 26. Jänner 2013 im Rahmen einer Sendungsfeier der ersten 18 Jugendlichen, die demnächst nach sechsmonatiger Vorbereitung ihren freiwilligen einjährigen Einsatz auf den Philippinen, in Indien, Ghana, Äthiopien, Lesotho, Malawi, Kongo, Ecuador oder Mexiko antreten werden. Sie werden in

Straßenkinderprojekten, Jugendzentren, Schulen, Lehrwerkstätten, Berufsausbildungszentren und Kinderwohnheimen der Salesianer Don Boscos und der Don-Bosco-Schwestern mithelfen.

Seit Beginn im Jahr 1997 haben über 420 Volontärinnen und Volontäre ihren Freiwilligeneinsatz mit Jugend Eine Welt absolviert. Laut Cornelia *Matejka*, Geschäftsführerin von „Volontariat bewegt“, werde durch die Vereinsgründung das Volontariat weiter gestärkt und ausgebaut. „Der Fokus soll künftig noch stärker auf der professionellen Vorbereitung und Begleitung während und nach dem Einsatz liegen“, kündigte *Matejka* an.

Träger des neuen Vereins sind Jugend Eine Welt und die Kongregation der Salesianer Don Boscos. Die Volontariatseinsätze werden von der österreichischen Entwicklungszusammenarbeit sowie von privaten und kirchlichen Initiativen unterstützt.

zu verleihen. Das Programm, das auf der Spiritualität des Ignatius von Loyola basiert, gibt es seit 2005. Bisher nahmen mehrere hundert Frauen und Männer daran teil.

Nach der Anmeldung auf der Homepage der Jesuiten www.jesuiten.at – die Teilnehmerzahl ist auf 300 beschränkt – erhält man wöchentlich Zugang zu einer neuen Einheit mit einem Informationsenteil und Übungsvorschlägen für jeden Tag. Auf einem virtuellen „Schwarzen Brett“ können Teilnehmer Fragen stellen, zudem bieten die Veranstalter wöchentlich eine Online-Sprechstunde mit einem Jesuiten sowie anderen Kurskollegen an.

Der Kurs dauert zehn Wochen, vom 17. Februar bis 12. Mai 2013, mit einer Pause vom 23. März bis 6. April. Teilnehmer können sich die Kurszeiten frei einteilen, sollten sich jedoch 30 Minuten täglich für die Übungen und zusätzlich eine Wochenstunde für das Lesen der Informationen reservieren, so die Kursleiter P. Albert *Holzknicht* SJ und P. Thomas *Neuling* SJ.

HINWEISE

Jesuiten: Online-Kurs über Ignatianische Spiritualität

Die österreichischen Jesuiten laden in der Fasten- und Osterzeit erneut zu einem virtuellen „*Grundkurs Ignatianische Spiritualität*“ ein. Ziel des Online-Lernangebotes ist es, das eigene Leben durch dessen bewusste Gestaltung aus dem Glauben zu vertiefen und dabei auch dem persönlichen Gebet Stabilität

Abschluss-Symposium des Forschungsprojekts „Saeculum“

Vom 1. bis 5. Juli 2013 findet im Rahmen des von der Philosophisch-Theologischen Hochschule der Kapuziner (Münster/Westfalen) und dem philosophisch-theologischen Forschungszentrums „Institut M.-Dominique Chenu“ der Dominikaner in Berlin gemeinsam verantworteten Forschungsprojekts zur

Säkularisierungsthematik im Bildungshaus der Erzdiözese München-Freising das internationale Abschluss-Symposium statt. Das zweijährige Forschungsprojekt beschäftigt sich mit der Frage nach dem Ordensleben und der Pastoral im „Erfahrungsraum Säkularisierung“. Insbesondere sind Ordensleute aus Deutschland und Österreich eingeladen

sowie Interessierte an den Themen Säkularisierung und Ordenstheologie.
Anmeldung und weitere Informationen:
P. Thomas *Dienberg* OFM^{Cap}, Rektor der PTH, Hohenzollernring 60, 48145 Münster, Deutschland (E-Mail: rektorat@pth-muenster.de; Tel: 0049/251 4825-0, Internet: www.saeculum.eu).

Bücherschau

ORDEN

Propst Maximilian Fürnsinn

Leben, einfach leben. Eine Spurensuche

SCHOLLER, Christiane

Verlag Styria, Graz 2012, 248 Seiten,

Euro 24,99 (ISBN 978-3-222-13362-6).

Erfüllte Jahre

Einfach leben ist einfacher gesagt als getan. Das weiß der Mensch von heute, der von Komplexität und Unübersichtlichkeit umgeben ist. Darin den persönlichen inneren Weg zu gehen ist eine Kunst. Das Buch über das „Phänomen Fürnsinn“ (S. 6), in vielen Gesprächen des Propstes mit der Journalistin Christiane Scholler entstanden, kann die Sinne dafür stärken und den Mut reifen lassen, die Berufung als Prozess durch das ganze Leben zu sehen: „Wir haben vernachlässigt, dass jeder Mensch einen Ruf Gottes hat“ (S. 47). Priester- und Ordensberufungen wie auch ReligionslehrerInnen und PastoralassistentInnen erscheinen heute als „exotische Berufungen“. Fürnsinn sieht eine weitere „schiefe Lage“ dadurch gegeben, dass Berufung heute als einmalige Entscheidung gesehen wird. Das Leben des Augustiner Mönches Maximilian Fürnsinn räumt mit dieser Exotik auf. Sehr einfühlsam geht die Autorin den Lebensschritten des heutigen Propstes und Vorsitzenden der Männerorden in Österreich nach. Der rote Faden ist immer die Offenheit für den Dialog und

Anruf Gottes. Viele Lebensstationen und die damit zusammenhängenden Entscheidungen waren im Augenblick „Zufälle“. Am Ende des Buches erkennen der Leser und die Leserin eine behutsame Führung durch Gott.

Das Buch vermittelt einen tiefen Einblick in eine klösterliche Gemeinschaft, die von Gebet, Arbeit und Gemeinschaft geprägt ist. Dieser Rhythmus wiederholt sich täglich. Die ganze Lebensgeschichte Fürnsinns schildert diesen tragenden Grund. Das hat den Mönch geprägt, geschärft, geerdet und auf Augenhöhe mit vielen Zeit- und Weggenossen in Verbindung gebracht. Fürnsinn erzählt auch ungeschminkt von Zweifeln, berichtet von manchen Unsicherheiten und Brüchen. Da wird ein Mann geschildert, der gestaltende Kraft entwickelt hat und genauso vom „Sich-Ihm-Überlassen“ spricht: „Die Frage nach der Liebe zu Gott ist für mich zur Lebensfrage geworden. Und ich habe diese Frage in so mancher Krise meines Lebens auch oft ein wenig stotternd, ringend beantwortet. Wenn ich so am Nullpunkt meines Lebens gestanden bin, hat mich diese Frage durchgebeutelt. Und ich habe die Antwort darauf manchmal auch unter Tränen gegeben“ (S. 231). Der rote Faden durch das gut lesbare und verständlich erzählte Buch lautet: „Das ist die Kernfrage, eigentlich für jeden Menschen: Liebst du?“ (S. 232).

f.k.

SPIRITUALITÄT

Spiritualität und politischer Kampf aus dem Geist der Bergpredigt

Mahatma Gandhi und Martin Luther King

BÜCHELE, Herwig

innsbruck university press, Innsbruck 2013,

64 Seiten, Euro 7,90

(ISBN 978-3-902811-97-5).

In einer Welt voller Gewalt, in der das Recht des Stärkeren gilt, gewaltfrei zu leben, scheint nichts anderes als eine Utopie und von vornherein zum Scheitern verurteilt zu sein. Denn für viele ist Gewaltfreiheit gleichzusetzen mit Wehrlosigkeit, Feigheit und Resignation vor dem Bösen. Und doch ist gewaltfreier Widerstand das einzige Mittel, um den tödlichen Kreislauf von Gewalt und Gegengewalt zu durchbrechen.

Das zeigt der Jesuit P. Herwig *Büchle* in seinem neuen lesenswerten Büchlein. Der emeritierte Professor für Christliche Gesellschaftslehre an der Universität Innsbruck beschäftigt sich darin mit der jesuanischen Botschaft der Gewaltfreiheit, enthalten in den Seligpreisungen – und zeigt an Beispielen, wie Mahatma Gandhi in Indien und Martin *Luther King* in Amerika diese Gewaltfreiheit verstanden und gelebt haben. Für beide war die Botschaft der Bergpredigt zentral und sie ließen sich davon für ihren gewaltfreien Widerstand ständig neu inspirieren.

Freilich, so P. Büchele, reicht der moralische Wille, gewaltfrei zu handeln, nicht aus. Sowohl Jesus, dem es um die Heilung der verhärteten Herzen ging, als auch dem Hindu Mahatma Gandhi und Martin Luther King ging es um ein grundlegend tiefes Vertrauen in Gott. Nur ein solcher Glaube kann Berge versetzen, Ängste überwinden und frei machen. Zur Auffassung, dass auch die Evangelien von einem gewalttätigen Jesus berichten (Gerichtsreden, Tempelreinigung), schreibt P. Büchele, dass Jesus mit seinen Gerichtsreden die Gegenkräfte, die Mächte der Gewalt und der Lüge entlarven will und dass er nie menschen-verletzende Gewalt angewandt hat.

Aber kann ich jemanden gern haben, der mir oder meinen Freunden Gewalt antut? Martin Luther King betonte: „Ich kann einen nicht gern haben, der mich tagein, tagaus umzubringen droht.“ Und doch bleibt laut P. Büchele die Pflicht, allen Menschen so zu begegnen, dass wir „ihre Würde respektieren ... und für gesellschaftliche Strukturen kämpfen, in denen allen Menschen die integralen Menschenrechte garantiert sind“ (S. 27).

Büchele plädiert allerdings in äußersten Grenzsituationen für eine Not-Ethik. D. h. dass es notwendig sein kann, gewaltsame Mittel – wie Wasserwerfer oder Tränengas – anzuwenden, um die Gewalt einzudämmern oder zu verhindern. Er verweist dabei auf den Völkermord in Ruanda 1994.

Der Autor überschreibt ein Kapitel seines Buches mit „Versagen des Christentums“, benennt klar den „Verrat an der Botschaft der Bergpredigt“ und meint, dass sich die Kirche mit der Vergebungsbitten Papst Johannes Paul II. im Jahr 2000 erneut zur Bergpredigt bekannt hat.

Und wenn z. B. die Ressourcen der Natur oder die Spekulation mit Geld und Kapital als Selbstzweck zur Maximierung des Gewinns gebraucht werden und Menschen in die Arbeitslosigkeit und Armut treiben, müssen wir der „spirituellen Dimension“, d. h. der Bergpredigt den Vorrang einräumen. Auf Dauer gibt es keinen anderen Ausweg aus möglichen Krisen in den kommenden Jahrzehnten, erklärt P. Büchele.

Von Mahatma Gandhi und Martin Luther King lernen wir, die gewaltfreie Liebe zu leben. Das Buch schließt mit den Worten: „Nicht Gewalt einzusetzen, ist ein Wunder. Die gewaltfreie Liebe ist allein denkbar und lebbar, wenn wir es wagen, sie als ein Geschenk zu denken“ (S. 63).

h.w.

Gott ist nicht nett

Ein Priester fragt nach seinem Glauben

WILMER, Heiner

*Verlag Herder, Freiburg 2013, 208 Seiten,
Euro 17,50 (ISBN 978-3-451-32581-6).*

„Manchmal kann ich all das, was über Jesus gesagt wird, nicht mehr hören.“ Mit diesem Satz beginnt das Buch. Hören kann er nicht mehr die Rede von Jesus als dem guten Hirten, der die Schäfchen weidet, oder von Jesus als seinem Freund. Der diese Worte allzu gut kennt, sie selbst oft verwendet und sie trotzdem manchmal nicht mehr hören kann, ist kein der Kirche Fernstehender, sondern Priester und Ordensmann. Der Autor P. Heiner *Wilmer* ist Provinzial der Herz-Jesu-Priester in Deutschland.

Heiner Wilmer ist kein Priester, der alles durch die rosarote Brille sieht und seine Berufung schönredet. Er empfindet das Priestersein als anstrengend und seine Existenz als Ordensmann nicht als einmaligen, lebenslangen Weiheakt, und fertig. Das Anstrengende am Priestersein ist für ihn nicht der Zölibat, sondern „dass mein ganzer Beruf, mein Lebenssinn auf diesem Jesus aufbaut, obwohl dessen Bedeutung mir manchmal abhandenkommt. Wenn es Jesus nicht gegeben hätte, wäre ich heute vielleicht Bauer, verheiratet, fünf Kinder, nettes Fachwerkhaus im Emsland ...“ (S. 8). Leben ist und bleibt für ihn eine Anfrage und Glauben zerbrech-

lich. Er sehnt sich nach der „Leuchtkraft“ des Glaubens und fragt sich, wie tragfähig dieser Glaube ist angesichts von Leiden und Schuld, Einsamkeit und unerfüllten Wünschen. Und deshalb will er mit und über Jesus sprechen. „Ich habe Sehnsucht danach, eine Sehnsucht nach Jesus zu haben“ (S. 16), auch wenn es manchmal viel Kraft kostet.

Zunächst schildert der Autor seinen Werdegang: auf einem Bauernhof aufgewachsen, mit 19 in den Orden eingetreten, Ablegung der Ewigen Gelübde mit 24 Jahren. Über die Hälfte seines Lebens ist er nun schon im Orden, seit 2007 Provinzial.

Wilmers nettes Jesusbild wird eines Tages über den Haufen geworden, als er in einer Ausstellung das Bild eines gekreuzigten Hundes entdeckt, mit nach vorn geklappten Hoden. Zunächst löst dieses Bild in ihm Ekel aus, er sieht es als Gotteslästerung. Dann fällt ihm wie nie zuvor das Brutale und Entwürdigende am Kreuz auf und ihm wird klar, wie „abgewaschen und weichgespült mein Jesusbild geworden ist“. Und erst beim Anblick dieses Bildes empfindet er Empörung darüber, „was wir Menschen mit Gott gemacht haben und was Gott an sich hat geschehen lassen“ (S. 23).

P. Wilmer findet ein altes Gebet und begibt sich meditierend in diesen Text hinein: „*Anima Christi* – Seele Christi“ heißt es. Der Autor betrachtet jede einzelne Zeile dieses Gebetes, nicht hoch

theologisch und in unverständlicher Sprache. Mit aller Offenheit schreibt er z. B. von seinem eigenen Versagen, von Wutausbrüchen, von Liebeskummer, von Mitbrüdern, die den Orden verließen, nicht beschönigend und mit frommen Floskeln. Zur Sprache kommen seine Zweifel und Erfahrungen, vor allem seine Sehnsucht nach Gott. Und eines wird ihm immer wieder klar: „... Ich habe das Gelingen meiner Lebensform nicht selbst in der Hand. Ich kann es (allein) nicht machen. Es ist und bleibt immer ein Geschenk“ (S. 103)

Nach dem Tod seines Vaters macht sich der Autor auf den Weg nach Burgund. In der mittelalterlichen romanischen Abteikirche in Vézelay legt er sich nachts auf den kalten Steinboden, wie bei seiner Priesterweihe, und dankt Gott für sein Leben und für seine ungestillte Sehnsucht nach Gott. Und er erinnert sich an die Worte Jesu an seine Jünger: „Wachet und betet.“ „Warum sollte es zweitausend Jahre später anders sein? Warum sollten wir Priester es heute leichter haben als die Jünger damals, die Jesus nicht in seiner Einsamkeit begleiten durften, denen Jesus entrissen wurde? Denen für drei Tage nur das Grab blieb. Wachet und betet. Na gut. Ich tu's Hier bin ich. *Adsum*“ (S. 202).

P. Wilmer widmet sein Buch „den Suchenden“. Ihnen wird es eine Hilfe und Ermutigung sein.

h.w.

*Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht,
sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat,
egal wie es ausgeht.*

Václav Havel